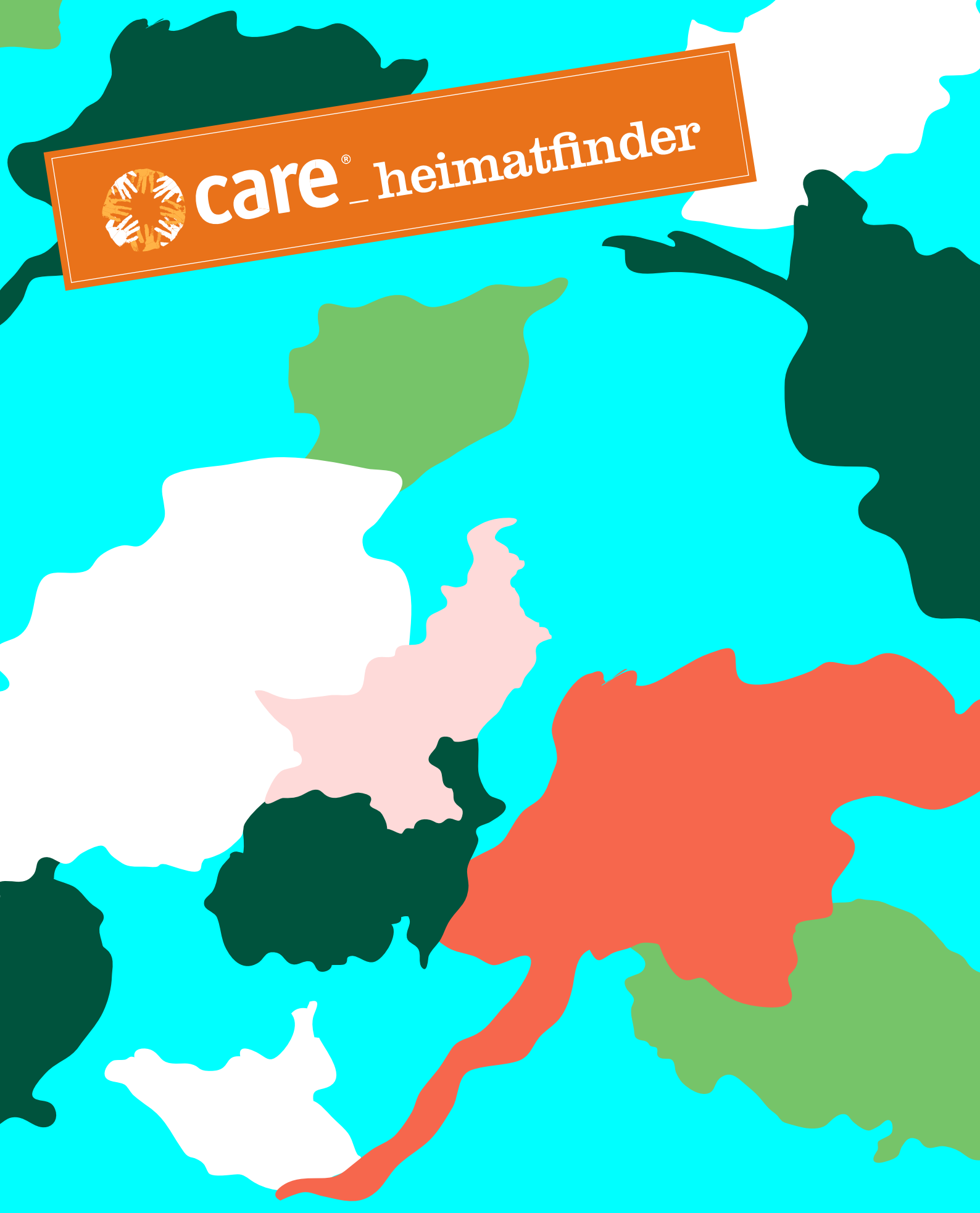
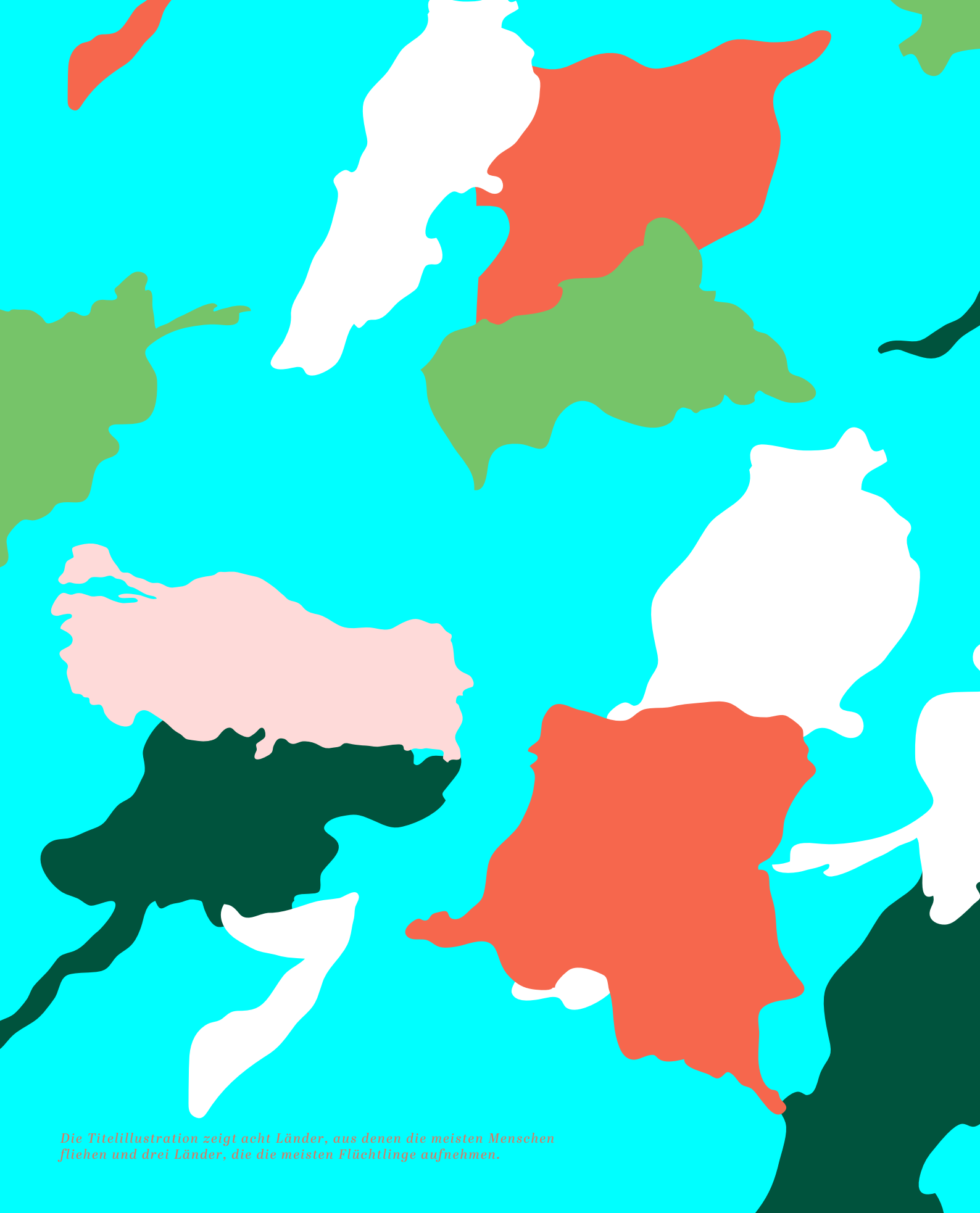




care[®]_heimatfinder





Die Titelillustration zeigt acht Länder, aus denen die meisten Menschen fliehen und drei Länder, die die meisten Flüchtlinge aufnehmen.

„HEIMAT IST KEIN ORT,
HEIMAT IST EIN GEFÜHL“

Frau Klemm dreht den alten CD-Player im Klassenzimmer auf. „Herbert Grönemeyer singt das“, erklärt sie und wundert sich, dass wir alle wissen, wer das ist. Auf ihrem Pult stehen eine Kuckucksuhr, ein alter Globus, ein Reisepass und andere Merkwürdigkeiten. Irgendwie ahnen wir es schon – es ist so weit, CARE will wieder, dass wir kreativ werden. Mit viel Gefühl und fast schon feierlich verkündet Frau Klemm, dass es diesmal um „Heimat“ geht. Was das für uns ist, will CARE also wissen. Deutschland, meine Stadt, da, wo ich wohne, fällt mir spontan ein. Rachel, unsere amerikanische Austauschschülerin, meldet sich und fragt, wie man das denn ins Englische übersetzen kann. „Home“, sagt Frau Klemm und dann merken wir irgendwie alle, dass das nicht ganz dasselbe ist. Hat Rachel in den USA also nur ein Zuhause, aber keine Heimat?

Ich will dieses Mal unbedingt mitmachen, schließlich habe ich es die letzten beiden Male verpennt. Was zu Heimat zu schreiben, kann ja nicht so schwer sein. Ich hab ja schließlich eine. Ich frage meine Sitznachbarin Eleni, die muss es ja wissen. Ihr Vater ist Grieche und ihre Mutter Russin, und bis sie sechs Jahre alt war, hat sie in Usbekistan gewohnt. Keine Sorge, hatte ich vorher auch noch nicht

gehört, das Land. Jetzt wohnt sie seit zehn Jahren in Deutschland, sagt aber immer total trotzig: „Ich habe keine Heimat.“ Und dass ich Glück habe, eine Heimat zu haben. Sagt ihr das nicht, aber ich finde Eleni ja total cool. „Du bist doch einfach Du, warum brauchst du eine Heimat?“, frage ich Sie dann. So viel Definition und Analyse sei ja eh etwas übertrieben. Ich fand' meine Frage ja echt sensibel und so, aber ich glaube, sie denkt jetzt, ich hab einfach keine Ahnung.

Je länger ich darüber nachdenke, desto verwirrter bin ich. Wenn Heimat wirklich kein Ort ist, sondern was mit Gefühlen zu tun hat, kann es ja echt alles Mögliche bedeuten. Es ist richtig laut in der Klasse, alle diskutieren laut miteinander. Heimat scheint irgendwie echt jeden anzugehen, aber kaum einer hat hierzu dieselbe Meinung. Und dann will Frau Klemm, dass wir die Augen schließen und jeder sich auf ein Gefühl besinnt, das für uns Heimat ist. Krass, was da manchen so eingefallen ist:

Die paar Sekunden mehr oder weniger, die dir jemand in die Augen schaut. Der Laustärkepegel in der Straßenbahn. Das abendliche Zusammentreffen der Großfamilie. Die Nudelsuppe am Morgen. Der Geruch der Stadt am Abend. Der

Geruch des zugemüllten Kanals, den du morgens auf dem Schulweg überquerst. Die plattgetretenen Streifen Erde im brachen Reisfeld, auf denen Kinder im Sonnenuntergang Cricket spielen. Die Minute nach 10 Uhr Abends, in der die Nachbarin mit dem Besen gegen die Decke klopft, weil du die Musik zu laut aufgedreht hast. Die Schuluniformen, in denen die verspäteten Schulumädchen morgens hektisch die Straße runter rennen. Die Millionen Varianten desselben Joghurts im Supermarkt. Jeden Tag der gleiche Maisbrei. Der Ruf des Muezzins um kurz nach fünf am Morgen. Der Lärm der Großstadt, der dir nach dem Aufstehen den Schlaf aus den Gliedern pustet.

Sind es also nur Kleinigkeiten, die entscheiden, was Heimat ist? Vielleicht ergeben sie zusammen aber auch so eine Art Puzzle, das wir als Heimat empfinden!? Das meiste eben unterhalb der „Wasseroberfläche“, ein bisschen wie bei diesem Eisbergmodell, das uns Frau Klemm letztens mal erklärt hat. Ich glaube, das hat sich Freud ausgedacht, irgendwas mit „Ich“ und „Es“. Eine Heimat für unsere Herzen liegt also irgendwie unter Wasser. Komischer Gedanke! In meinem Kopf dreht sich eh‘ schon alles. Ich glaube, ich muss das erst mal mit Oma Hermann besprechen. Die hat meistens einfache Antworten für mich.

Diesmal habe ich dann also tatsächlich mitgemacht, und mit mir über 230 andere Schüler. Ich lag‘ da wohl ganz richtig, dass Heimat etwas ist, das alle beschäftigt und wo es fast so viele Definitionen wie

Menschen gibt. Ganz schön kreativ und auch ernst. Kein Wunder, dass Frau Klemm bei der Einführung so berührt war. Aber lest selbst, vielleicht seht Ihr das ja ganz anders. Eleni jedenfalls hat auch mitgemacht. Und festgestellt, dass es gar nicht stimmt, dass sie keine Heimat hat. Im Gegenteil, sie hat ganz viele. Und demnächst, das hat sie versprochen, besucht sie mich mal bei mir zuhause.

Wir danken der Jury, bestehend aus Kerstin Gier, Lydia Herms, Benjamin Hübner und Basheer Alzaalan für die gewissenhafte Ausübung ihres Amtes und die Unterstützung dieses Wettbewerbs. Wir danken zudem allen Gästen der diesjährigen Preisverleihung im Rautenstrauch-Joest-Museum und dem Team um Jens Mennicke für die schöne Gestaltung dieses Sammelbands.

Das größte Dankeschön gilt aber wie immer den weit über 200 Heimatfindern aus Deutschland, Österreich und der Schweiz, aus Australien, Italien, Schweden und Paraguay, die uns mit ihren Geschichten inspiriert haben, über unsere und die – oft verlorengegangene - Heimat anderer nachzudenken und nachzufühlen. Leider kann nur ein kleiner Teil aller Einsendungen einen Platz in diesem Sammelband finden. Umso mehr freuen wir uns auf eure Beiträge zur nächsten Runde des Schreibwettbewerbs im kommenden Jahr!

Das Team des CARE-Schreibwettbewerbs Sabine Wilke, Johanna Mitscherlich, Ninja Taprogge, Marie Pieper, Katja Lang, Thomas Knoll und Jan Wulf

Altersklasse 14 — 18 Jahre

1. Platz Ich bin die Übriggebliebene / Lena Sophie Königshofer — 5
2. Platz Betreff: Das Ende der Welt / Magdalena Hiermer — 9
3. Platz *Ohne Titel* / Rosalie Hagemann — 13
3. Platz Das Vogelhäuschen am Arganier / Nadia Rungger — 15
- Nominee Am Kiosk von Mahmoud oder
Heimat ist ein großes Wort / Cara Räker — 19
- Nominee Rehaugen / Lilith Diringer — 23

Altersklasse 19 — 25 Jahre

1. Platz Heimat – ein Gedanke / Raphael Bruckner — 27
2. Platz Liebe fremde Freundin / Albana Kelmendi — 31
2. Platz Die Dämmerung / Alissa Selge — 35
3. Platz Ein neuer Anfang / Olaf Becker — 39
- Nominee Meine fünf Heimaten / Eva Schlembach — 43
- Nominee Die Heimat deines Herzens / Theresa Weber — 45

Die Texte der Teilnehmer des Schreibwettbewerbes wurden stilistisch so abgedruckt, wie sie eingereicht wurden. Lediglich orthographische Fehler wurden behoben.





ICH BIN DIE ÜBRIGGEBLIEBENE

VON
LENA SOPHIE KÖNIGSHOFER

Ich bin die Übriggebliebene.

Ein einziges Mal die Übriggebliebene sein, war immer mein Wunsch, seit ich denken kann.

Ein einziges Mal die Letzte sein, die beim Spielen gefangen wird.

Ein einziges Mal die sein, die beim Verstecken-Spielen erst ganz am Schluss entdeckt wird.

Ein einziges Mal die sein, die den Triumph nach Hause bringt.

Jetzt bin ich ein einziges Mal die, die noch steht.

Die Letzte, die Übergebliebene.

Und nun bin ich da, wo ich immer hinwollte, und fühle mich, als würde mir der Boden unter den Füßen weggezogen werden.

Denn nach allem, was in den letzten Wochen geschehen ist, frage ich mich, ob es Karma ist, dass das Universum mir gerade diesen Wunsch erfüllt hat.

Ich bin die Übriggebliebene.

Der Schmutz bleibt unvermeidlich haften. Als hätte er sich wie ein ungebeter Gast aufgedrängt, um zu bleiben, was auch passieren mag. Ich versuche, mich mit dem nassen Tuch zu reinigen, welches herumgereicht wird, aber das bringt ja doch nichts. Inzwischen ist der arme Stoff voll mit Schmutz. Wenn ich diesen nun zusätzlich in mein geschundenes Gesicht schmiere, werden sich die ursprünglichen Erdkrümel bloß über Zuwachs freuen. Diese Freude kann ich ihnen nicht gönnen, jedenfalls nicht auf meiner Haut.

Ich gebe den ekelhaften Zuwachs, den wir hier nun wirklich nicht brauchen, weiter. Der Mann neben mir nimmt ihn so freudestrahlend auf, nicht als ob ich ihm eben einen riechenden Fetzen überreicht hätte, sondern gleich eine ganze Dusche. Er rammt seinen Ellbogen begeistert in die Seite seiner Sitznachbarin. Fürsorglich

versucht er ihr Gesicht zu reinigen. Sie lächelt dankbar und schmiegt sich danach dankbar an ihn.

Oh, deswegen. Liebe. Wie ich dieses Wort begonnen habe zu verabscheuen.

Liebe, in all ihren Facetten, gibt uns unheimlich große Kraft und Durchhaltevermögen. Sie treibt uns an, andere weiter anzuspornen, auch wenn man selbst nicht mehr kann. Ihretwegen gibt es für die beiden neben mir Hoffnung. Ihretwegen bin ich hier.

Ich bin die Übriggebliebene.

Der Regen hat aufgehört, auf das Zelt zu prasseln. Es wird angenehm warm. Die Stimmung hebt sich. Zumindest bei den anderen, nicht bei mir. Denn letztendlich sitze ich alleine im Gras. Ich dachte immer, wenn man ein Trauma durchleidet, ist es für jeden offensichtlich. Dass es dir jede kostbare Sekunde deines Lebens nimmt, weil die Trauer dich von innen aufisst. Aber so ist es nicht. Das Leben geht einfach weiter, ohne dass irgendeiner Notiz davon nimmt.

Das ist es, was mich zerstört, innerlich und äußerlich. Die Welt dreht sich weiter, gerade so, als wäre nichts geschehen. Du dumme dumme Welt, möchte ich schreien, siehst du denn nicht, was mir widerfahren ist? Hast du nicht das Rückgrat, kurz die Zeit anzuhalten, damit ich in Ruhe trauern kann? Wer glaubst du zu sein, dir das Recht zu nehmen, dich weiterzudrehen?

Aber die dumme dumme Welt hört nicht auf meine Bitte. Sie antwortet einfach nicht. Das zerbricht mich. Ein weiser kluger Mann, der einmal vor vielen Anschlägen mein Opa gewesen ist, hat mir vor unserem Aufbruch mit seiner samtweichen Stimme gesagt: „Mein mutiger Schatz, wir fliehen, weil unser Land gebrochen ist.“ Jetzt bin ich vor meiner gebrochenen Heimat geflüchtet, um mich in diesem Zelt selbst als gebrochen vorzufinden. Und wohin ist es mir nun gestattet zu fliehen?

Ich bin die Übriggebliebene.

Ein junger, gewaschener, gut aussehender, freundlicher, gesunder, ambitionierter, fleißiger, engagierte Helfer geht mit einer grauen Box herum. Die Ansammlung an positiven Adjektiven seiner Erscheinung sind unendlich. Die Fragen, warum es ihm so blendend gehen darf, und mir nicht auch. Warum?

Ich sehe auf den Boden. In meinen zerschundenen Händen halte ich ihn. Den Kompass, der uns sicher an diesen Ort herführen sollte, um uns einen Neuanfang zu gewähren. Doch anscheinend hat er sich nur für einen von uns entschieden. Normalerweise fühlt man sich geschmeichelt, wenn man ausgewählt wird. Ich hingegen fühle mich hintergangen von diesem kleinen roten Metallapparat. Er hat mir so viel Schmerz gebracht, von einem solch enormen Ausmaß, von dem ich nicht mal wusste, dass es existieren kann. Doch er ist das allerletzte Überbleibsel von meiner Familie, das ich noch habe. Darum behalte ich ihn.
Der Helfer räuspert sich über mir.

Ich bin die Übriggebliebene.

Ich denke gar nicht daran aufzusehen, um mir eine der neu eingetroffenen Spenden auszusuchen. Denn es gibt nun mal Wichtigeres, was man als Flüchtling braucht. Etwas, das man nicht in eine Plastiktasche packen, mit der beinhaltenen Kleidergröße markieren und anschließend im großen Stil sammeln kann. Wir brauchen Wörter und Versprechen.

Hoffnung. Zuwendung. Liebe. Toleranz. Freude. Unterstützung. Die Gefühle veranstalten ein untragbares Durcheinander in mir. Einerseits bin ich dankbar, dass es solche wundervollen reichen Menschen gibt, die versuchen uns zu helfen. Andererseits macht mich der Gedanke an reiche, liebevolle und sichere Menschen so unglaublich wütend.

All dies veranlasst mich dazu, heulend und zitternd aus dem überfüllten Zelt zu stürmen.

Ich bin die Übriggebliebene.

Draußen an der frischen Luft lasse ich mich ins noch feuchte Gras sinken. Die Sonne kitzelt mich sanft an meinen Händen, die ich schützend vor das tränende Gesicht halte. Du gemeine fiese Sonne, möchte ich schreien, wieso berührst du mich jetzt so sanft, wo meine ganze Existenz einzustürzen droht? Du bist zu angenehm wärmend für dieses kalte Gefühl in meiner Brust!

Doch alles, was ich stammelnd herausbringe ist ein geflüstertes: „Sssohne, wieso?“

Ich bin die Übriggebliebene.

Vorsichtig nähert sich mir etwas. Ich nehme die Hände von meinem verschmierten Gesicht und erkenne unter Tränen ein kleines Paar Schuhe.

Langsam hebe ich den Kopf.

Ein kleiner schmaler Junge in einer übergroßen, blauen Herrenjacke lächelt mir vorsichtig zu. Seine ausgestreckte Hand endet kurz vor meiner schmutzigen Nase.

Ich bin die Übriggebliebene.

Darin liegt die allerschönste Blume, die ich je gesehen habe. Die Blütenblätter sind von einem zarten Lila, während der Blütenkorb in einem freundlichen Gelb erstrahlt.

„Für dich“, flüstert er genauso bedächtig wie ich zuvor.

Es gibt so viele Wörter, die nicht für mich und niemanden hier gesammelt werden können.

Deshalb beginne ich mit einem eigenen. Freundschaft.

„Willst du mein kleiner Freund sein?“, frage ich ihn deshalb ohne Umschweife.

Denn genau darum geht es, sich eine Heimat dort aufzubauen, wo keine vorhanden ist.

Heimat bedeutet Menschlichkeit.

Ich höre die Vögel fröhlich singen, als wollten sie mir begeistert gratulieren, während der Bub vor mir nickend lächelt. Dabei lächelt alles an ihm. Sein Mund natürlich, aber auch seine Augen, seine Grübchen neben der Nase und seine ganze Ausstrahlung.

Sogar die Blume, die auf seinen Fingern liegt, scheint zu lächeln und zu strahlen.

Ich bin die Ü..... ach, was ist diese Blüte doch für eine wundervolle Schönheit!





BETREFF: DAS ENDE DER WELT

VON
MAGDALENA HIERMER

INTERNATIONALE GESELLSCHAFT FÜR DEN UNTERGANG DER ERDE

Samaelallee 6 | Apokalyptika | Kiribati | www.imude.jimdo.com

Apokalyptika, den 01.01.2016

Sehr geehrtes Mitglied Nr. 7.284.539.106,

anlässlich des alljährlichen Informationsbriefes freuen wir uns, Ihnen mitteilen zu können, dass dank Ihres unermüdlichen Einsatzes die Erde, Ihre Heimat, in weniger als 300 Jahren unbewohnbar sein wird. Das Ziel, auf das die Menschheit schon seit geraumer Zeit beharrlich hinarbeitet, ist in greifbare Nähe gerückt! Auch wenn Sie dieses Ereignis vielleicht nicht mehr erleben, ist dies doch ein gewaltiger Fortschritt, den wir in der diesjährigen internationalen „Wir-knacken-unseren-Emissions-Rekord“-Woche von 15. bis zum 24. Januar besonders feiern wollen.

Im Folgenden möchten wir Sie über die derzeit schon voraussehbaren Erfolge unserer Aktionen informieren:

In Nordwestafrika, Ostchina, Australien, Indien, der östlichen USA oder im zentralen Südamerika wird die unerträgliche Hitze bereits früher als erwartet, nämlich in ungefähr 85 Jahren, das Leben fast unmöglich machen.

Die IGUDE empfiehlt jedem dort Sesshaften bis spätestens 2080 auszuwandern, da die weltweiten Immobilienpreise später unverhältnismäßig stark ansteigen und kaum bezahlbar sein werden.

Um sich vorab allgemein über die Aufnahme von Flüchtlingen, Integration, Einstellungen der Bevölkerung und sonstige damit verbundene Probleme zu informieren, eignen sich Artikel wie „Seehofer will Asyl auf 200.000 Flüchtlinge pro Jahr begrenzen“, „Pegida macht aggressiv Stimmung gegen Flüchtlinge“ und „Flücht-

BETREFF: DAS ENDE DER WELT / MAGDALENA HIERMER

INTERNATIONALE GESELLSCHAFT FÜR DEN UNTERGANG DER ERDE

Samaelallee 6 | Apokalyptika | Kiribati | www.imude.jimdo.com

linge: Sogar in Schweden kippt die Stimmung“, zu finden in der neuen Modedroge Internet. Bei weiteren Fragen können Sie natürlich jederzeit auf unseren Online-Informationssupport zurückgreifen.

Entschließen Sie sich gegen eine Emigration, sollten Sie sich darauf einstellen, künftig so wenig Zeit wie möglich außer Haus zu verbringen und sich um eine ausreichende Klimatisierung Ihrer Wohnstätte kümmern. Akute Lebensgefahr besteht Anfang des 22. Jahrhunderts in den oben angeführten Ländern erst nach einem sechsstündigen Aufenthalt im Freien, da der Körper aufgrund der hohen Feuchttemperatur keine Möglichkeit mehr hat, durch Schwitzen Hitze abzugeben und somit restlos überhitzt.

Einen Preisvergleich über die aktuellsten Modelle von Klimatisierungssystemen finden Sie demnächst auf unserer Website.

Unsere besten Wissenschaftler forschen derzeit an den neuesten Technologien, um sogenannte „Klimakapseln“ nach einer Idee von Friedrich von Borries zu entwickeln und möglichst komfortabel zu gestalten. Selbstverständlich werden zu dem Zeitpunkt, an dem die Erde völlig unbewohnbar sein wird, nur einer kleinen Elite diese Kapseln zur Verfügung stehen. Sie können sich unter Angabe Ihrer Mitgliedsnummer auf unserer Website eine Klimakapsel exklusiv zum Vorzugspreis für Ihre Nachkommen reservieren.

Ermöglicht wird das frühe Erreichen unserer Ziele unter anderem durch die fehlende internationale CO₂-Reduktion und das Konsumverhalten der Industrieländer. Auf die Unterstützung der Entwicklungsländer kann man hier bedauerlicherweise nicht hoffen, da diese mit primitiveren Problemen wie Armut, Ausbeutung und Terror zu kämpfen haben, ohne dass die Industrieländer – meist Ursache dieser Probleme – ihnen eine Hilfe sind.

Zudem sind wir äußerst erleichtert, dass die Öko-Bewegung, der Fairtrade-Handel, Hybridautos und sonstige lächerliche Maßnahmen zur „Rettung der Erde“ dank Ihrer tatkräftigen Mithilfe so wirkungsvoll im Sande verlaufen.

Wir zählen selbstverständlich auf Ihren weiteren Boykott dieser Anstrengungen.

BETREFF: DAS ENDE DER WELT / MAGDALENA HIERMER

INTERNATIONALE GESELLSCHAFT FÜR DEN UNTERGANG DER ERDE

Samaelallee 6 | Apokalyptika | Kiribati | www.imude.jimdo.com

Alle zu meidenden Labels, Marken und Organisationen sowie empfehlenswerte Substitute können auf unserer Website eingesehen werden.

Da nur sehr wenige Marken ökologisch nachhaltig produzieren, können Sie vor allem beim Kleiderkauf praktisch nichts falsch machen, um unsere Ziele zu unterstützen.

Obwohl die meisten Synthetik-Stoffe im Vergleich zu Baumwolle relativ wenige Ressourcen benötigen – bei Baumwolle, solange nicht Bio, ist der Wasser-, Energie- und Flächenbedarf wirklich enorm – ist die Giftstoffkonzentration erfreulicherweise sehr viel höher.

Diese schädigen nicht nur die Näher/-innen (meist Kinder), sondern auch die Verkäufer/-innen, die die von der Kleidung ausgehenden giftigen Dämpfe einatmen. Zudem lagern sich die Giftstoffe durch das Waschen sowohl im Wasser als auch im Boden ab, und ein Teil kommt direkt auf die Haut des Käufers, da die Chemikalien sich auch in der Waschmaschine nicht komplett aus der Kleidung entfernen lassen.

Konzerne machen Menschen in Entwicklungsländern abhängig durch ihre Niedriglöhne, aufgrund derer diese sich zwar kaum das leisten können, was sie zum Überleben brauchen, die Produkte jedoch immer billiger verkauft werden können, sodass die westliche Bevölkerung angeregt wird, mehr zu konsumieren als eigentlich notwendig. Wir finden es sehr löblich, dass Sie diesen Teufelskreis so beherzt unterstützen.

Auch beim Lebensmittelkauf wird es Ihnen sehr leicht gemacht, Ihr und unser Vorhaben zu unterstützen, insbesondere durch den Konsum exotischer Lebensmittel aus weit entfernten Ursprungsländern. Die durch den Transport dieser Produkte verursachten Abgasmengen erfreuen uns jedes Jahr aufs Neue.

Es ist verständlich und legitim, dass Sie nur makellose Produkte erwerben möchten. Die dafür verwendeten Pestizide und Herbizide lagern sich wunderbar in den von Kunstdünger völlig ausgelaugten Böden ab und schädigen so Flora und Fauna. Achten Sie jedoch immer darauf, kleine grüne Siegel und den unverkennbaren Bio-Schriftzug auf den Plastikverpackungen zu vermeiden!

BETREFF: DAS ENDE DER WELT / MAGDALENA HIERMER

INTERNATIONALE GESELLSCHAFT FÜR DEN UNTERGANG DER ERDE

Samaelallee 6 | Apokalyptika | Kiribati | www.imude.jimdo.com

Oftmals implizieren zwar schon die Herstellernamen, dass die Produkte nicht mit dem größtmöglichen Schaden produziert wurden, manchmal soll der Verbraucher aber auch bewusst verwirrt werden – zumindest scheint es so. Auf unserer Website können Sie eine kostenlose App downloaden, mit der Sie beim Einkaufen die Produkte schnell und einfach über den Barcode abchecken können.

Wir freuen uns, dass Sie so bewusst unbewusst leben und nicht über die Folgen Ihres Handelns nachdenken. Je früher Sie sich von der Bezeichnung „Heimat“ lösen und keine sentimentalischen Gefühle mehr mit diesem primitiven Wort verbinden, desto besser, denn im modernen Zeitalter der Globalisierung tritt diese sowieso immer mehr in den Hintergrund und verliert zunehmend an Bedeutung. Zerstören Sie bitte weiterhin Ihren Lebensraum auf so effiziente Weise!

Die Erde ist nicht grenzenlos. Wir sind nicht grenzenlos. Aber wir können versuchen, es zu sein! Die Erde kann sich nicht wehren, also handeln Sie! Entscheiden Sie sich bitte weiter für den einfachen, angenehmen und leichten Weg, denn Sie sollten nichts entbehren müssen! Sie sind auf dem richtigen Weg. Denken Sie immer daran: Es gibt keinen Planet B!

Wir wünschen Ihnen ein erfolgreiches Jahr 2016.

Viele Grüße,

Ihr IGUDE-Team

BETREFF: DAS ENDE DER WELT / MAGDALENA HIERMER



OHNE TITEL

VON
ROSALIE HAGEMANN

Es ist dunkel draußen. Nur das schwache Licht des Mondes scheint durch das Fenster. Glassplitter liegen auf dem Boden. Durch das offene Fenster hört Faris Schreie. Ein lauter Knall lässt ihn zusammenfahren. Ein weiterer Schrei durchfährt seine Knochen. Zahra klammert sich an Faris Arm. Er spürt ihre kleinen zierlichen Hände. Sie zittert. Faris wirft einen kurzen Blick zu seiner kleinen Schwester, ihre Augen sind zusammengepresst. Tränen bahnen sich ihren Weg über Zahras blutverschmierte Wangen. Sie verstecken sich unter dem Bett in seinem Schlafzimmer. Aus dem Flur kommen Stimmen, dort wo auch ihre Eltern am Boden liegen, reglos. Männer mit Gewehren stehen in ihrem Haus. Es ist ein Wunder, dass Faris und Zahra noch nicht entdeckt wurden. Erneut Schreie vom Nachbarhaus, Rufe, Gebrüll. Die Männer rennen los, raus auf die Straße. Schüsse ertönen, dann wird es still. Jeeps verlassen das Dorf, hinterlassen eine Geisterstadt.

Der gleiche Traum, jede Nacht. Schweißperlen haben sich auf seiner Stirn gebildet, ihm ist heiß. Faris sitzt aufrecht in seinem Klappbett. Es ist unbequem, aber er ist froh, überhaupt eines zu haben. Mit seiner kleinen Schwester und drei anderen Flüchtlingen schläft er hier im Zimmer einer Aufnahmeestelle. Es ist klein, von Privatsphäre kaum zu sprechen. Zuhause waren sie wohlhabend, waren gebildet, waren glücklich. Aber sie haben alles verloren. Familien, Freunde, alles, was ihnen etwas bedeutet. Und doch freut sich Faris über alles, was er hier zur Verfügung gestellt bekommt. Essen, Kleidung und ein Dach über dem Kopf. Denn alles ist besser als das, was ihn in seinem Heimatland erwartet hätte. Aber kann er überhaupt noch von Heimat sprechen? Der Ort, an dem er aufgewachsen ist, all die Erinnerungen, es wurde alles zerstört.

Faris richtet sich langsam auf, er beobachtet den ruhigen, gleichmäßigen Atem seiner Schwester. Er weiß, dass er jetzt alles ist,

OHNE TITEL / ROSALIE HAGEMANN

was sie noch hat. Er will sie beschützen, für sie sorgen, ihr eine neue Heimat schenken, aber ihre Situation ist unklar, noch immer wissen sie nicht, ob sie bleiben dürfen, wie ihre Zukunft aussieht. Zuhause wollte er die Schule beenden und auf die Universität gehen. Jetzt sind viele seiner Freunde tot, von den anderen fehlt jede Spur, die Schule in Trümmern und seine Zukunft ungewiss. Faris weiß nur eins, in seine Heimat zurück will er nicht. Doch jetzt ist er heimatlos, die Aufnahmeestelle ist nur eine Übergangslösung. Ihm wird eine neue Heimat zugewiesen, fremde Menschen werden über seine Zukunft bestimmen. Die Zukunft seiner Schwester, Faris fühlt sich machtlos. Doch solange sie zusammenbleiben, ist ihm alles andere egal. Denn manchmal ist das Gefühl von Heimat kein Ort, sondern eine Person, die einem alles bedeutet.

Als er aufsteht, knackt sein Klappbett. Faris zuckt panisch zusammen. Er wird die schrecklichen Erinnerungen niemals loswerden. Vorsichtig steigt er über Rucksäcke - irgendwie beängstigend, dass alles, was von seinem Leben übrig geblieben ist, in einen Rucksack passt - und steht am Fenster. Behutsam streift er den Vorhang zur Seite und sieht draußen zwei dunkle Gestalten. Er hat sie schon öfter gesehen. Sie wollen ihnen Angst machen. Dabei sind es die dunklen Gestalten selbst, die sich von den Flüchtlingen bedroht fühlen. Aber Faris will keine Angst vor ihnen haben. Alles was Faris will, ist, sein Leben weiterführen zu dürfen. Er hat Verantwortung, er muss erwachsen sein, er muss stark sein. Nicht umsonst haben ihn seine Eltern Faris genannt, den Ritter. Also geht er zurück zu seinem Bett, küsst Zahra auf die Stirn und versucht zu schlafen. Er möchte ausgeschlafen sein für die Deutschkurse am nächsten Morgen. Freiwillige wollen ihnen helfen. Faris weiß, wie wichtig es ist, die Sprache zu beherrschen. Wer weiß, was in der Zukunft auf ihn wartet? Aber er möchte kämpfen. Für seine Eltern, die gestorben sind, um ihn zu schützen, für seine kleine Schwester, die sich hoffentlich schnell in der neuen Welt einlebt, vielleicht schneller als er. Er schließt seine Augen und kann sie wieder sehen. Die leblosen Körper auf den kalten Fliesen. Er kann sie wieder hören, die Fliegen, die um die toten Körper schwirren. Und er kann es wieder riechen, den Schweiß, die Angst, und den abscheulichen Geruch von Tod und Verwesung. Denn das sind die Spuren, die ein Krieg hinterlässt.

OHNE TITEL / ROSALIE HAGEMANN





DAS VOGELHÄUSCHEN AM ARGANIER

VON
NADIA RUNGGER

Der Mann schaut aus dem Zugfenster, ein Jackett auf dem Schoß und eine schwarze Tasche zwischen den Füßen. Er lässt Dörfer, Kirchtürme und Apfelplantagen an sich vorbeiziehen. Er weiß, woher er kommt, und er weiß, wohin er geht und wie man das Leben genießt. Ich sitze ihm gegenüber und starre mein verschwommenes Spiegelbild in der schmutzigen Fensterscheibe an. Dahinter eine Welt, die mich nicht kennt.

Salut, sage ich.

Nichts. Keine Antwort. Kein Zeichen, dass es die richtige Entscheidung war. Ich spiele mit einer Schlaufe an meinem Rucksack. Egal. Die Leute hier haben nichts gegen Fremde, solange sie nicht bleiben, hat man mir gesagt. Ich will gar nicht hier bleiben. Oder? Ich weiß nicht.

Jedenfalls sagt man, je weiter nach oben man geht, desto schöner wird das Leben sein. Vielleicht ist das gelogen. Ich frage mich manchmal, ob es je wieder so schön sein wird wie früher. Nicht, dass es in Maroc so schön war. Sonst wäre ich nicht hier. Aber die Heimat hinter sich zu lassen ist immer schwierig. Vor unserem Haus wächst ein Arganbaum, ein Arganier, und daran hing, seit ich mich erinnern kann, ein Vogelhäuschen. Und wenn ich nachmittags von der Schule heimkam, begleitete mich Gezwitscher zur Haustür. Meine Mutter fragte uns immer, wie es sein konnte, dass so kleine Vögel einen so großen Lärm machten. Aber in Wirklichkeit störte es sie nicht.

Die Vögel waren unsere Wachhunde. Sie zwitscherten, wenn sich jemand dem Haus näherte. Die Vögel gehörten zu dem Baum. Und der Baum zu uns. Und wir wären verbunden, hat mein Vater gesagt, an dem Tag, nach dem Abendessen, zu mir und meiner Schwester, und im Hintergrund klapperte Mutter mit dem Geschirr. Wir würden zusammenbleiben, das stehe fest, hatte er gesagt, wir hingen anei-

inander wie das Vogelhäuschen am Baum. Das wiederholte er so oft, bis das Wort zusammen, ensemble, nur noch aus einzelnen wahllos aneinandergereihten Buchstaben bestand.

Als meine Mutter ein Glas fallen ließ, klirrte es nicht einmal, weil wir Plastikbecher benutzten. Ohne etwas zu sagen, bückte sie sich und hob es auf. Dafür sprach mein Vater genug für sie beide. Das stehe fest, sagte er. Tous ensemble. Ha! Im Geiste vielleicht. Ich lache verzweifelt. Wieso ich, habe ich gefragt. Wieso ich und nicht wir alle?

Meine Schwester blickte auf und es wäre mir egal gewesen, wenn sie gesagt hätte, dass Jungs nicht weinen. Sagte sie nicht. Nur: Ich wüsste doch selber, so viel Geld hätten wir nicht. Nein, sagte ich mir und ihr und meinen Eltern. Ich könnte nicht. Ich wollte nicht, ich würde nicht einfach so weggehen. Irgendwie bin ich aber wohl doch gegangen. Sonst wäre ich nicht - ja, wo bin ich denn überhaupt?

Hier.

So ein weitläufiger Begriff. Hier ist überall und nirgendwo und für mich heute einfach mal das siebte Abteil im Zug von Verona zum Brenner. Zumindest hoffe ich, dass ich die Schilder richtig gedeutet habe. Ein mit blauem Stoff überzogener Sitzplatz. Ein Quadratmeter.

Der Zug ist voll beladen mit Flüchtlingen, und ich bin einer von ihnen, obwohl ich niemanden kenne. Die Luft ist stickig und voller fremder Gerüche. Allesamt sind diese Leute Fremde, für den Mann mit der Jacke auf dem Schoß und für mich auch. Auf den ersten Blick sind es immer Fremde. Aber das macht mir nichts aus. Ein Junge mit einem großen Rucksack hat mir vorhin ein Bein gestellt und mich nach hinten geschubst, um vor mir in den Zug zu steigen. Ein anderer hat mir aufgeholfen und mir etwas von seinem Brot angeboten. Aber dann hat es ihm ein muskelbepackter Mann aus der Hand gerissen. Wir haben nichts gesagt.

Ich habe später mit dem Jungen meine Jause geteilt. Er ist schwächling, hat schwarzes Haar und so unergründlich dunkle Augen, in die man Stunden schauen könnte. Er hat mir kein Wort gesagt. Ich weiß nicht, wer er ist. Ob er noch eine Familie hat. Ob er eine Zugfahrkarte besitzt, so wie ich. Ob er weiß, wohin er gehen will. Ich weiß nicht einmal, wie er heißt. Aber ich weiß, was es

heißt, dass er jetzt hier ist. Einige meiner besten Freunde sind jetzt Fremde.

Wie der Mann mir gegenüber frage ich mich, wohin das alles führen soll. Und drücke die Schlaufe, die an meinem Rucksack hängt, fest in meiner Hand. Ich frage mich, wer auf meine Familie aufpassen wird, wenn es die Vögel nicht mehr tun.

Damit ihr Sohn nicht vergessen würde, dass wir zusammengehörten. Meine Mutter befestigte die Schlaufe, die den Vogelkäfig an einen Ast band, an meinen Rucksack. Ich hatte die Vögel erschrocken davonfliegen sehen, als mein Vater das Holzhäuschen abmontierte. Ihre Heimat. Meine Heimat. Ein, zwei, drei Flügelschläge.

Mit einer neuen Leichtigkeit sprang ich über den Zaun. Trotz schwerem Rucksack und schwerem Herzen. Ein bisschen Angst. Ein bisschen Neugierde. Und nicht zuletzt ein klitzekleines bisschen Hoffnung. Meine Mutter hat mich davongehen sehen. Au revoir, arganier.

Der Baum wirkte verlassen, als ich ging. Der Wind piff durch einsame Äste. Die Vögel müssen jetzt alleine zurechtkommen.

Aber das muss ich auch.







AM KIOSK VON MAHMOUD ODER HEIMAT IST EIN GROSSES WORT

VON
CARA RÄKER

Heimat ist ein großes Wort.

Da gibt es zum Beispiel Emma. Emma trägt zerrissene Hosen und bröckelnden Nagellack und schwere Schuhe mit Metall an den Hacken. Sie wohnt mit ihren Eltern im dritten Stock irgendeines Hochhauses, aber wie ein Zuhause fühlt es sich nicht an. Dafür hat sie eine Heimat. Eine Heimat von Block drei bis vier, woanders war sie nie. Heimat für sie sind die Schaukeln auf dem Spielplatz. Die Schule wieder mal geschwänzt, doch dafür Löcher in den Himmel getreten. Oder dieses winzige Wäldchen hinter dem Supermarkt. Mehr Gestrüpp als Wald, aber wenn man den kleinen Pfad findet und dann richtig abbiegt, findet man ein altes Sofa und ein paar Plastikstühle. Und andere Jugendliche wie Emma mit bunten Haaren und löchrigen Ohren und weiten Sweatshirts. Wenn sie dann alle Rauch in den Himmel atmen und miteinander lachen, dann haben sie sich ein wenig Sicherheit geschaffen. Egal wohin Emma, geht, überall klebt Kindheit. Heimat von Block drei bis vier.

Doch Heimat ist ein großes Wort.

Da gibt es zum Beispiel Mahmoud. Emma mag ihn, denn er arbeitet am Kiosk und lässt sie Zeitschriften durchblättern, ohne dass sie sie kaufen muss. Als sie wieder einmal bei ihm vorbeischaute, fallen ihr die Schlagzeilen auf den Zeitungen auf, welche sich bemühen, nicht aus den Metallständern zu quellen. Als sie Mahmoud darauf anspricht, nimmt er ein Tagesblatt aus dem Ständer und betrachtet es nachdenklich. Er deutet auf die lange Schlange Menschen auf einem der Titelbilder und tippt mit einem Finger auf die sandige Landschaft im Hintergrund.

„Da komme ich auch her“, sagt er. Emma blättert um und betrachtet das nächste Bild. Trümmer. „Tut mir leid“, sagt sie und weiß nicht genau, ob sie das auch so meint. Es gibt auch ein Foto, welches Menschen hinter einem Zaun zeigt. Einige klettern hinüber, andere stehen einfach nur da, die Finger in den Maschen verhakt. Emma denkt, dass man sich nur schwer an das eigene Leid gewöhnt, aber an das der anderen schon eher. Zumindest ist man eher bereit, es zu ignorieren. „Das muss es nicht. Ich bin stolz auf meine Heimat“, sagt Mahmoud. „Ich dachte, deine Heimat ist hier“, erwidert Emma. Soweit sie weiß, hat er den Kiosk von seinem Vater übernommen. Eine weitere Sache, die Block drei und vier zu ihrer Heimat machen: Mahmoud und der Kiosk sind immer da. Doch Mahmoud schüttelt nur den Kopf. Syrien ist seine Heimat, denn dort wurde er geboren. Er erinnert sich noch an das kleine Dorf mit Schafen, die frei über die Straße liefen. Und an den Geruch. Gebratenes Fleisch, Meer, Staub und dampfende Teigtaschen. An weite Landschaften voll Braun und Grün und Grau. „Mein Vater zog hierher, weil er dachte, er könnte hier besser verdienen“, erklärt Mahmoud. Wüste und Hügel, Felder und Berge. „Damals war er Arzt und ich sollte auch Arzt werden“.

„Warum arbeitest du dann im Kiosk?“ „Weil mein Vater hier nicht arbeiten darf“.

„Aber er ist doch Arzt“. „Ja“. „War er kein guter Arzt?“ „Doch, ein sehr guter“. Emma fragt nicht weiter nach. „Früher wollte ich Schriftstellerin werden“, sagt sie stattdessen. Mahmoud sieht sie an. „Und jetzt?“

Emma zuckt mit den Schultern. „Ist doch unrealistisch“. Der Syrer wendet den Blick von dem Mädchen ab und blickt auf diese graue Welt, die ihr die Schultern krümmt. „Bist du Realist?“ Sie folgt seinem Blick. „Hab ich 'ne Wahl?“. „Die hast du immer. Aber wenn du Realist bist, dann ist es schon zu spät. Realisten werden keine Schriftsteller“. Mahmoud liest den ganzen Tag in seinem Kiosk ein Buch nach dem anderen, daher hat er seine ganzen schlaun Sprüche. Emma blickt ihn an, denkt an ihre Mutter und da fällt ihr auch ein Spruch ein.

Some people don't grow up - some people just grow old. Manche Menschen werden nicht erwachsen - sie werden einfach nur alt. „Wie lange hast du da gelebt?“ Sie deutet mit dem Kinn auf die Zeitung, welche immer noch zwischen ihnen liegt. „In Syrien? Vier Jahre“, antwortet Mahmoud. „Und wie alt bist du jetzt?“ „Achtundzwanzig“. „Und du fühlst dich in Syrien immer noch mehr zu Hause als hier?“

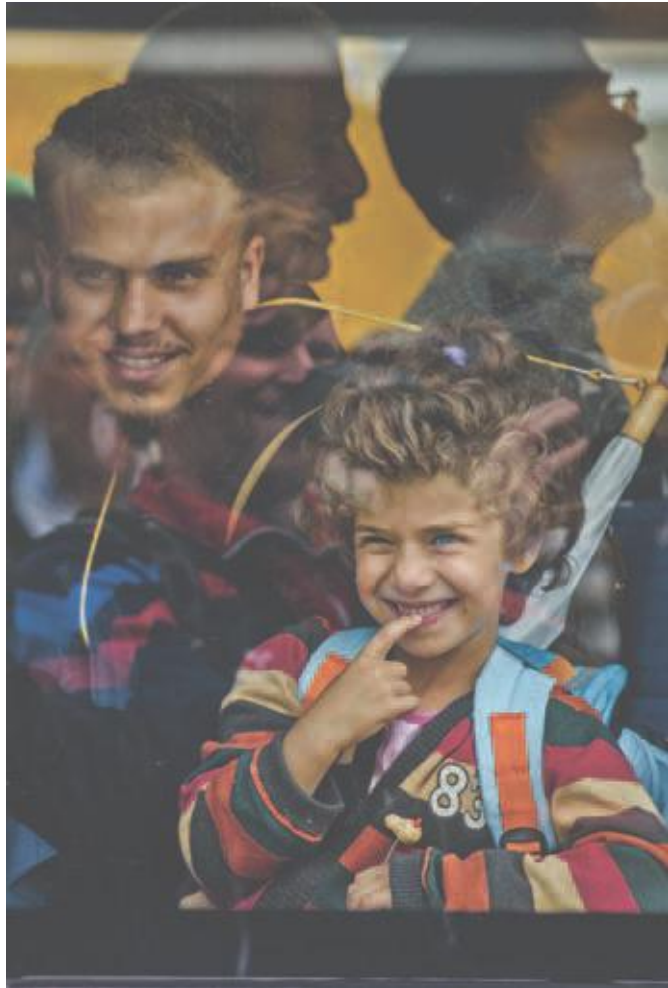
„Das habe ich nie gesagt. Ich habe gesagt, dass Syrien meine Heimat ist“.

„Weil du dort geboren bist?“ Darüber muss er nachdenken. „Weil es die Antwort auf die Frage ist, wo ich hingehöre“, sagt er dann.

Heimat ist ein großes Wort.

Als Emma sich verabschiedet und geht, muss sie wieder an das Bild in der Zeitung denken, an die Menschen hinter dem Zaun, an die Finger zwischen den Maschen. Wann haben die Menschen angefangen, Zäune zu bauen? Wann Mauern? Wann kamen diese Grenzen zwischen dir und mir, ich und du, denkt Emma. Im Grenzen überschreiten ist sie ja eigentlich ganz gut, das sind die meisten hier. Doch diese Grenzen lassen sich nicht so leicht überschreiten. Wegen dieser Grenzen kann Mahmoud kein Arzt werden und Emma keine Schriftstellerin. Wegen dieser Grenzen denkt Mahmoud auch nach 24 Jahren noch, dass seine Heimat auf der anderen Seite des Meeres liegt. Vielleicht ist das ja auch gut so. Denn so weiß sie wenigstens, wo sie hingehört. Block drei bis vier. Der Gedanke hinterlässt einen bitteren Nachgeschmack, aber was kann man da schon machen? Emma kann nur so hoch schaukeln, wie es geht, bis zu dem Punkt, an dem sie sich leicht vom Sitz hebt und Löcher in den Himmel tritt. Und Mahmoud kann nur in seinen Büchern lesen, sich schlaue Sprüche merken und dem Mädchen mit den trüben Augen die Welt ein wenig klarer zeichnen.







REHAUGEN

VON
LILITH DIRINGER

REHAUGEN / LILITH DIRINGER

Pierre hatte es sich gerade vor dem großen Fernsehschirm bequem gemacht, als im ersten Bericht dieses Mädchen auftauchte. Lange, braune Haare, dunkle Hautfarbe und, was besonders hervorstach, diese hellen, glänzenden Augen: Rehaugen.

Der Fernsehbericht handelte von Flüchtlingen aus Syrien, die vor der Küste Siziliens angekommen waren und von denen es nur ein Bruchteil tatsächlich an Land schaffen würde. Zu sehen waren ein schäbiges altes Holzboot, zerbrechlich, wie ein morscher Ast, halb ertrunkene Menschen, die panisch im Wasser umherstrampelten. Die Idee, sich auf das Boot zu retten war hoffnungslos. Es war vollkommen überfüllt und beim ersten Versuch, sich am Rand hochzuziehen, wäre es gekentert.

Babys heulten, Frauen schrien, Männer fluchten in einer fremden Sprache und alle quetschten sich auf der kleinen Fläche zusammen. Sie lagen über - und untereinander, hingen mit ihren Beinen im Wasser, oder hoben ihre Kinder in die Luft, um Platz zu sparen. Mitten in dem ganzen Getümmel saß dieses Mädchen - mit ihren glänzenden Augen.

Warum glänzten diese Augen? Vielleicht hatten sie schon viel Schlimmeres gesehen, sodass sie in dieser Situation keine Angst mehr empfanden. Vielleicht waren es aber auch Tränen, durch die das Sonnenlicht reflektiert wurde, oder es war der letzte Schimmer Hoffnung, den sie in sich trug, die Hoffnung auf ein besseres Leben in einer „neuen Welt“.

Jetzt kam sie wieder ins Bild, sitzend auf diesem wackligen, kleinen Boot. Ihre dünnen Arme hatte sie um ihre Beine geschlungen, die wenigen Kleiderfetzen an ihrem Körper waren durchnässt. Wie kalt war der Wind an der Küste? Umschlang sie ihre Beine, weil sie fror? Nein, wahrscheinlich bedeutete ihre gekrümmte Sitzposition eher eine Schutzhaltung.

Jetzt blickte sie erneut direkt in die Kamera, während sich diese von der Menschengruppe entfernte. Sie wandte ihren Blick aber direkt wieder zur Seite, schien alles in ihrer Umgebung so wachsam wie möglich wahrzunehmen, drehte ihren Kopf, versuchte alles zu erfassen und nichts zu übersehen. Nach wenigen Sekunden fielen ihre Augenlider zu, ohne dass sie etwas dagegen machen konnte. Sie verdeckten ihre rehbraunfarbene Iris mehr und mehr und gerade als sie vollkommen zugefallen waren, wurde ihr Bild mit dem des Nachrichtensprechers ausgetauscht. Dieser ratterte die weiteren Ereignisse des Tages herunter. Zunächst war Wirtschaft dran. Warum auch nicht. Ein gekentertes Flüchtlingsboot war doch nichts Besonderes mehr. Nur eines von vielen, die täglich irgendwo kenterten.

Faizah bemerkte, wie sich die Haut über ihrer Stirn schon kräuselte, bevor sie aus dem Schatten getappt war. Diese Falten, dieses Zusammenziehen der Augen – sie schaffte es nicht es zu unterdrücken. Ihre Augen wollten sich vor der grellen Sonne schützen und zogen sich ganz automatisch zusammen.

Es war nicht immer so gewesen. Als sie noch in Syrien gelebt hatte, hatte sie es kaum bemerkt, wenn die Sonne wie verrückt gestrahlt hatte. Ihre Augen waren an diese Strahlen gewöhnt gewesen. Außerdem hatte sie überhaupt keine Zeit gehabt, sich darüber Gedanken zu machen – sie war mit anderen Dingen als mit „Sonnenfalten“ beschäftigt gewesen.

Langsam gewöhnten sich ihre Augen auch jetzt wieder an die Helligkeit. Sie schaute nach rechts und links, blickte aufmerksam und etwas hektisch in alle Richtungen, bevor sie die Straße überquerte. Sie hatte sich in den zwei Jahren, in denen sie jetzt schon in Deutschland lebte, immer noch nicht daran gewöhnt, dass hier niemals ein Panzer plötzlich auf sie zugefahren kam. Sie war immer noch ununterbrochen angespannt, bereit zu rennen, sich zu ducken, irgendetwas zu tun, um sich in Sicherheit zu bringen. Sie blickte wieder hektisch nach links und rechts.

Jetzt geriet eine Frau auf der anderen Straßenseite in ihr Sichtfeld, die mit klar bestimmten Schritten ein Ziel am Ende der Hauszeile ansteuerte. In ihren 10cm-Absatzschuhen setzte sie einen Schritt vor den anderen. Faizah hatte es nie verstanden, wie

sich Frauen das antun konnten. Wahrscheinlich kannten sie keinen richtigen Schmerz, und brauchten irgendetwas, über das sie sich am Abend beschweren konnten.

Ihre Schultern waren aufrecht, ihr Gang sicher, fast schon hochnäsiger, arrogant. Sie schaute gerade nach vorne – warf keinen Blick nach rechts oder links – in Syrien hätte sie nicht lange überlebt.

Ob Faizah auch einmal so herumlaufen würde? Ob sie es schaffen würde, zehn Meter weit zu gehen, ohne ununterbrochen nach rechts und links zu schauen? Sie konnte es sich nicht vorstellen; hatte viel zu viel Angst, war sich in aufrechter Haltung viel zu unsicher und fühlte sich, wie ein Pferd, dem das Tragen von Scheuklappen aufgezwungen worden war.

Faizah schaute noch einmal nach vorne. Die Schultern gerade, Brust heraus – sie versuchte, es der Frau nachzumachen – so richtig wollte es ihr nicht gelingen, aber für den ersten Versuch fand sie sich gar nicht so schlecht.

Auf einmal ertönte rechts hinter ihr ein Hupen. Sie zuckte augenblicklich zusammen, drehte sich um – nichts, nur ein ungeduldiger Autofahrer auf der überfüllten Straße – die Frau vor ihr war abgebogen – und jetzt, ohne Vorbild, fielen ihre Schultern wieder nach vorne und ihre Augen wanderten ununterbrochen von rechts nach links.

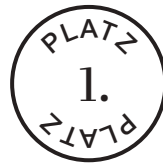
Er fluchte. Manchmal wollte er diese beschissenen Pendler zur Hölle jagen! Er hatte wirklich noch nirgends so vollgestopfte Straßen gesehen wie in der Karlsruher Innenstadt, die momentan von mindestens fünf Baustellen blockiert wurde. Vielleicht zehn Meter konnte man fahren, bis man an der nächsten roten Ampel anhalten musste. Dann: weiteres Warten. Seitdem die Stadt begonnen hatte, eine U-Bahn zu bauen, war es nicht auszuhalten. Bei diesem Verkehr konnte Pierre nicht einmal die Musik seiner Lieblings-CD aufheitern.

Als er wieder an einer roten Ampel halten musste, ließ Pierre sein Fenster herunter und lehnte sich ein Stück weit nach draußen. Die Hitze im Inneren war fast nicht auszuhalten – dieser Sommer war noch heißer als jeder davor. Scheiß Klimawandel – warum dachte man auch immer nur dann daran auf die Umwelt zu achten, wenn man die Folgen direkt zu spüren bekam!?

Um sich von der Hitze und von seiner Wut abzulenken, ließ er seinen Blick schweifen. Auf dem Fußgängerweg bewegten sich nur vereinzelte Menschen - warum musste sein Büro auch so weit entfernt liegen, dass er nicht zu Fuß zur Arbeit gehen konnte! Pierre erblickte auf dem Gehsteig ein Mädchen. Es lief etwas gebückt, die Schultern, die von ihren langen schwarzen Haaren überdeckt wurden, fielen leicht nach vorne. Schüchtern, fast scheu blickte sie abwechselnd nach rechts und links. Ob sie verfolgt wurde? Als sie ihren Kopf zu ihm drehte, erkannte er nur eins: hellbraune, glänzende Rehaugen. Woher kannte er diese Augen? Warum kam ihm das Mädchen so bekannt vor? Dunkle Haare, dunkle Haut ...

In dem Moment, in dem die Ampel auf Grün sprang, fiel es ihm endlich ein. Er kannte diese Augen aus dem Fernsehen. Zwei Jahre war es her. Vor zwei Jahren hatte er sie in den Nachrichten gesehen. Auf einem Boot vor ... ja, wo war das noch einmal!? Vor Sizilien. Das Hupen des hinter ihm stehenden Autofahrers riss Pierre aus seinen Gedanken, ein bescheuerter Porschefahrer! Erst jetzt bemerkte er, dass die Ampel vor ihm grün leuchtete. Schnell wandte er den Blick von der Stelle, an der das Mädchen gerade um die Ecke verschwunden war, trat aufs Gas und beschleunigte seinen Fiat bis zur nächsten roten Ampel. Dieses Mal war er aber nicht sauer auf die Ampelschaltung, die ihn dazu zwang, schon wieder auf die Bremse zu treten. Denn er konnte an nichts anderes denken als an diese glänzenden Augen.





HEIMAT – EIN GEDANKE

VON
RAPHAEL BRUCKNER

Bevor ich loslege, muss Eines gesagt werden: Auf meiner Fußmatte steht „Heimat“ in Blockbuchstaben geschrieben. Kein Scherz, das habe ich mir nicht ausgedacht. Heißt das jetzt aber, dass ich meine Heimat mit Füßen trete? Oder erweise ich ihr doch die höchste Ehre, indem ich der Öffentlichkeit zeige, wie sehr ich Österreich mag? Selbst meine Nachbarn, eine siebenköpfige Familie aus Afghanistan, sieht mich im Aufzug unsicher an und sagt „Hallo“, als ob sie die Situation auch nicht ganz verstehen würde.

Dabei ist die Fußmatte nicht einmal auf meinem Mist gewachsen. Mein Mitbewohner hat sie beim Baumarkt ergattert. Für 3,70€. Laut ihm ein ziemlich gutes Geschäft, und ich muss gestehen, das Preis-Leistungs-Verhältnis ist unschlagbar. Seitdem wir eingezogen sind, liegt sie vor unserer Tür und lächelt in den Gang hinein. Trotzdem lässt mich ein seltsames Gefühl nicht los, wenn ich das kratzende Geräusch unter meinen Füßen vernehme. So, als ob mir die Fußmatte insgeheim eine Frage stellen würde: „Heimat?“

Die Frage würde ich am liebsten gerne zurückwerfen. Was ist denn eigentlich Heimat; kann man das essen – schmeckt es nach Käse, Tortillas, Couscous oder Soja? Natürlich kann mir das meine Fußmatte leider nicht beantworten, und mit Nietzsches nihilistischem Ansatz, dass Heimat „nur im Tod existiert, der uns Menschen am Ende vereinigt“, kann ich mich auch nicht ganz zufrieden geben. Also an was glauben, in einem Land, dessen zweitstärkste Partei immer wieder „die christlichen Werte“ und „den Heimatsgedanken“ zurückfordert, obwohl eigentlich niemand so genau weiß, was das bedeutet?

Wir dürfen uns nichts vormachen. Heimat ist relativ. Es ist lächerlich anzunehmen, dass alle Bewohner eines Bezirks, einer Stadt, eines Landes denselben Heimatsbegriff haben. Wo die Heimat

bei einem mit der Ortstafel zu seiner Geburtsstadt anfängt, liegt ebendiese für den anderen jenseits der Tür zu seinem Lieblingsrestaurant, seiner Lieblingskneipe oder Sporthalle. Ja sogar hinter einem Bildschirm versteckt sich Heimat, oder zwischen den Zeilen eines Buches.

Heimat hat sehr viel mit Identität zu tun. Es ist, wenn man will, die ortsgebundene Identitätsvorstellung. Dabei spielt es keine große Rolle, wie weit dieser Ort von einem selbst entfernt ist, oder ob er überhaupt existiert. Manch einer kann sich in Narnia, Mitteleerde oder Hogwarts wohler fühlen als in seiner zentralgeheizten Wohnung. Oder eben in einer Welt, in der Ausländer den Heimischen ihre Jobs wegnehmen und das Blut von Neugeborenen trinken. Aber wir wollen ja nicht allzu politisch werden.

Amin Maalouf schreibt in seinem 1998 erschienen Buch „Mörderische Identitäten“, dass jede Identität als Ganzes aus unzähligen, ineinander verwobenen Zugehörigkeiten besteht. Diese werden laufend ergänzt, gewichtet und speisen sich aus allen Erfahrungen, die wir als Person gemacht haben. Unser Musikgeschmack, Kleidungsstil, Sozialverhalten, unsere Einschlafgewohnheiten oder Abneigungen und Ängste. Allen voran jedoch die Sprache, mit der wir aufgewachsen sind, und jene, die wir ständig verwenden. Maalouf sieht Sprache als wesentliches Identitätsmerkmal an. Und ich glaube, er hat recht.

Dabei dürfen wir nicht vergessen, dass er Französisch spricht. Er selbst ist im Libanon christlich erzogen worden - also in einem Land, das eigentlich muslimisch geprägt ist - und lebt jetzt in Frankreich. Es ist nicht sein Exil, sondern seine „Herzens-Heimat“.

Nichtsdestotrotz sind ihm durch seine konfliktgeladenen Zugehörigkeiten auch einige Schwierigkeiten begegnet. Oft rang er mit sich, um „unter dem Blick der Anderen“ nicht zu erstickten, die seine gesamte Identität meist nur auf eine einzige Zugehörigkeit reduzieren wollten. Nämlich auf seinen Migrationshintergrund. „Als was fühlst du dich denn wirklich?“, fragten sie ihn immerzu, ja sogar ohne böse Absichten. „Franzose oder Libanese?“

Warum ich das hier so ausführe, hat einen ganz einfachen Grund: Ich selbst bin zweisprachig aufgewachsen, mit der französischen Sprache zu Hause und der deutschen außerhalb. Meine Mutter kommt aus der Westschweiz. Die Frage nach der Zugehörigkeit ist für mich nicht fremd, und sie ist auch unweigerlich mit meinem Heimatsbegriff verbunden. Hier gibt es zwei Traditionen, die in meinem Inneren wie ein warmer und ein kalter Luftstrom zueinander wirken.

Die deutsche Tradition, die in unserem kollektiven Gedächtnis herumschwirrt, ist die des territorialen Heimatsbegriffs. Heimat ist Land. Ich lebe da, wo meine Heimat liegt – das ist das Motto, das unsere Stämme seit jeher verfolgt. „Verteidigt unsere Heimat!“ heißt: „Verteidigt unsere Landesgrenzen!“. Irgendwie hat die Forderung also einen pragmatischen Beigeschmack.

Die französische Tradition hingegen definiert Heimat durch die Ausübung der Sprache. Wer Französisch spricht, ist auch Franzose. Dabei ist es ziemlich egal, aus welchem Land man kommt. Ich denke da an Martinique, Réunion, Guadeloupe – Überseeländer eben. „Verteidigt unsere Heimat!“ heißt in Frankreich: „Verteidigt vor allem die französische Sprache!“. Nicht umsonst nervt die Académie française massenhaft Schulklassen mit übersetzten Anglizismen und Wortschöpfungen, um ja das Französische vor ausländischem Einfluss zu schützen.

Was soll ich also tun mit diesen gegensätzlichen Kräften, die mir vorschreiben wollen, wie meine Heimat auszusehen hat? Genau. Ich schieße sie in den Wind. Zumindest teilweise.

Ich bin in Wien geboren und habe auch keine Lust hier wegzuziehen. Ich spreche auch lieber Deutsch als Französisch, weil es einfach leichter für mich ist, auf diese Weise zu kommunizieren. Macht mich das jetzt weniger zum Schweizer und mehr zum Österreicher? Habe ich von nun an kein Recht mehr darauf, Lausanne, die Stadt meiner Mutter und Großeltern, mit der ich viel Positives verbinde, Heimat zu nennen?

Mein Heimatsgefühl liegt – entgegen der französischen Tradition – nicht im Sprachgebrauch. Ich fühle mich weder den alteingeses-

senen Wienern zugehörig, die im Dialekt einen vor schwarzem Humor triefenden Schmääh reißen können, noch meinen Schweizerdeutschen Kommilitonen, deren Akzent mir manchmal wie Klingonisch vorkommt. Ich fühle mich genauso wenig tirolerisch, bayerisch, alemannisch oder friesisch. Und das Berliner „isch“ habe ich auch noch nie besonders gemocht.

Ich habe einmal mit meinem urwienerischen Vater darüber gesprochen. „My home is my castle“, sagt er dann immer lachend und meint damit ironisch sein Haus in Schottland, wo er und meine Mutter später einmal ihre Pension verbringen wollen. „Warum gerade dort?“, habe ich ihn gefragt. Und er hat geantwortet: „Wir mögen die Landschaft und die Ruhe. Es gibt Vieles, das uns indirekt mit dem Ort verbindet. Und wir haben dort einen Freundeskreis gefunden, der uns wie eine Familie willkommen heißt.“ Je schlechter seine Witze mit der Zeit werden, desto eher denke ich, dass er doch auf ein Körnchen Wahrheit gebissen hat.

Ich glaube, ich bin bereit es zu sagen:

Heimat liegt für mich nicht in territorialen Gegebenheiten und äußert sich auch nicht durch eine Sprache, die sich mit der Zeit verändert. Ich werde nicht derjenige sein, der über einen Grenzzaun streitet oder jemanden geringschätzt, weil er ein „R“ anders ausspricht. Vielleicht ist meine Heimat tatsächlich nur jene meiner eigenen vier Wände. Meines eigenen engen Freundes- und Familienkreises, der mich mit offenen Armen empfängt, wenn ich gerade zufällig in der Gegend bin.

Das Echo der Zuneigung – daran will ich glauben und an die Kraft, mehr zu produzieren, als die zwei Hälften, die eine Welt kennzeichnen. In der Pädagogik nennt man das „einen echten Mehrwert erschaffen“, und in diesem Mehrwert liegt für mich der eigentliche Sinn von Heimat.





LIEBE FREMDE FREUNDIN

VON
ALBANA KELMENDI

Jede Nacht schreib ich dir einen Brief,
und viele sagen, ich sei doch echt naiv,
weil es dich, dieses Mädchen, gar nicht gäbe,
aber ich weiß, dass es dich gibt,
solange ich lebe.

Du bist so meilenweit entfernt,
aber in meinem jungen Leben habe ich das bereits gelernt,
dass es nicht wichtig ist, wie weit,
wichtig ist die Ehrlichkeit.
Und ehrlich wäre, nicht zu ignorieren,
dass es Menschen gibt, die Tag für Tag verlieren.

Zwölf.

Zwölf Rippen besitzt der menschliche Körper.
Und eigentlich will ich sie nicht erkennen können. Ich will
nicht mit meinen Fingerspitzen über deine Haut fahren und jeden
Bogen spüren, als trüge ich ihn in der Hand. Als könne ich ihn
umschließen. Ich will nicht sehen, wie sich deine Haut hauchdünn
um deine Knochen legt. Gespannt, eigentlich zum Zerreißen bereit.
Ich sehe so viel, was ich gar nicht sehen will.

Neun.

Neun Organe umfasst - grob gesagt - das menschliche
Verdauungssystem. Und ich will nicht wissen, dass du eigentlich
nur alle sechs, sieben Tage eines bräuchtest. Dass über deine
Lippen viel zu oft bloß ein paar Tropfen Wasser rollen, an an-
deren Tagen gar nichts. Ich will dich nicht ansehen müssen und
wissen, dass du abends nicht einschlafen kannst, weil du dich vor
Hunger krümmst. Aber ich sehe so viel, was ich gar nicht sehen
will.

Fünf.

Fünf Bilder nimmt der durchschnittliche Mensch pro elftel Sekunde auf. Während mich die Sonne jeden Morgen aus den weichen Federn reißt und ein Blick aus dem Fenster ein Meer von Blumen offenbaren sollte - in gelb und violett und blau und rot, sehe ich manchmal ziemlich schwarz. Aber Gott, rot, das siehst du zur Genüge. Dunkelrotes Blut um und auf den Leichen auf der Straße, die du Tag für Tag betrittst. Auf meinem morgendlichen Weg zum Bäcker liegt höchstens mal 'n Blatt Papier. Du siehst währenddessen und so ziemlich permanent die Perspektiv- und Hoffnungslosigkeit, den Schmerz und all das Elend. Manchmal sind fünf Bilder pro elftel Sekunde wohl einfach zu viel. Weil wir so viel sehen, was wir gar nicht sehen wollen.

Zwei.

Zwei Beine halten den menschlichen Körper aufrecht. Und während ich aufs Gaspedal trete, tragen dich deine Füße meilenweit zu mir. Dass ein Zaun oder das Meer dein Vorhaben zertrümmern, habe ich nicht von uns erwartet. Ich kann die Unfairness nicht greifen, weil sie viel zu groß für meine Hände ist. Solange deine Beine zwischen, auf und in Schutt und Asche stehen, tun unsere das auch. Denn du bist meine fremde Freundin. Lebendig ... und jetzt auch tot. Ertrunken, erschossen, erstochen, verhungert.

Ein.

Ein Leben hat der Mensch. Das können wir nicht vergessen haben.

Aber keine.

Keine Heimat hat er, wenn all das hier vonstattengeht. Weil ich mir vorstelle, dass die Erde es ist - die Heimat, die wir suchen. Für mich, sowie für dich. Der gleiche Ort unter all den gleichen Sternen. Also stell ich mir wirklich vor - vielleicht naiv, alternativ mutig - die Erde sei's. Die Heimat, die ich suche, für all die Menschen dieser Welt. Ich will nicht viel, ich will bloß die Freiheit, die uns in ihren Armen hält.

Aber die Schuld an deinem Zustand, liebe fremde Freundin? Die tragen diejenigen unserer Art. Denn das macht die Biologie mit uns, uns alle als eine Art zu definieren.

Oft, an manch seltsamen Tagen, ist dieser Gedanke so eklig, dass er mir in Gallenform hochkommt. Und an anderen Tagen würde ich ihn

gerne durch die Gegend spucken - in die Gesichter derjenigen, die mit ihrem Bohnenhirn in ihrem minimalen Minimal-Wissen festkleben wie Kaugummi an Asphalt.

Jede Nacht schreib ich dir einen Brief,
und viele sagen, ich sei doch echt naiv,
weil es dich, dieses Mädchen, gar nicht gäbe,
aber ich weiß, dass es dich gibt,
solange ich lebe.

Du bist so meilenweit entfernt,
aber in meinem jungen Leben habe ich das bereits gelernt,
dass es nicht wichtig ist, wie weit,
wichtig ist die Ehrlichkeit.
Und ehrlich wäre, nicht zu ignorieren,
dass es Menschen gibt, die Tag für Tag verlieren.

Ich schreib unendlich gerne Briefe.

Aber das hier, das hier ist kein Brief. Es ist kein echter Brief,
weil ich weiß, dass er niemals bei dir ankommen wird. Kein echter
Brief, weil ich weiß, dass du mir nie antworten wirst. Meine
Einladung hierher wirst du nie erhalten. So gerne hätt' ich mein
Zuhause mit dir geteilt, es wäre doppelt so groß geworden. Wir
hätten zusammen eine Heimat erschaffen, die glitzert und vor
Freude sogar durch die Gegend tanzt.

Aber weißt du, wer unser Vorhaben behindert? Diejenigen unserer
Art. Denn das macht die Biologie mit uns, uns als eine Art zu
definieren. Oft, an manch seltsamen Tagen, ist dieser Gedanke so
eklig, dass er mir in Gallenform hochkommt. Aber dann weiß ich,
dass ich ihn wohl nicht durch die Gegend spucken sollte.

Stattdessen nutze ich meine fünf Sinne, erfreue mich unserer
Gehirne und höre nie auf daran zu denken, dass wir eine gemein-
same Heimat erschaffen können. Ich höre nie auf, daran zu glauben.
An uns zu glauben.

Ich werde nie aufhören, dir Briefe zu schreiben, solange es die
Sterne gibt. Und immer, wenn sie leuchten, weiß ich, dass wir in
unserer Heimat sind.

Irgendwann erkennen wir das.







DIE DÄMMERUNG

VON
ALISSA SELGE

Es ist vorbei.
Ich falle.
Aus dem Fenster eines sinkenden Schiffes.
In ein anderes Land.

Der Vollmond hinter der großen Plane erhellt die weißen Wände unseres Zelttes. Die Melancholie liegt neben mir in meinem Bett - Heimweh. Worte sind mein Zuhause, meine Zuflucht. Und doch haben sie mich für den Moment verlassen. Sonst versinke ich in jeder freien Minute in Geschichten - aber seit jener Nacht bin ich viel zu sehr damit beschäftigt, meine eigene zu schreiben. Durch eine Tür stolpern, mich in die Arme meiner Mama werfen. Zu Hause sein. Davon träume ich. Wie in jeder dieser weißen Nächte kann ich noch nicht mal Tränen vergießen, weil dieses Gefühl meine Brust so fest umklammert hält. Aber ich denke viel nach und starre dem Vollmond in sein großes weißes Auge.

Ich kann eure Stimmen hören, bittersüß knistern sie in der Leitung und erinnern mich daran, dass ich nicht bei euch bin. Whatsapp und Telefonate ermöglichen die perfekte Illusion. Ich bin da, ich bin bei euch. Aber ich kann euch nicht berühren, nicht in die Augen sehen. Ich will nach Hause, auch wenn ich weiß, dass das nicht geht. Dass ich nur zu einer niedergebrannten Ruine zurückkehren könnte, die früher unser Zuhause war, in einem anderen Leben.

Es ist schwer, mit einem Kloß im Hals zu telefonieren, ich kann nicht mehr reden, nur noch fühlen und fühle mich so allein. Klein und blass und weit weg von alledem, was wichtig ist.

Wir werden geweckt, Stunden vor der Dämmerung. Im grellen Schein der Lampen ziehe ich mich an. Mein Name ist Neyla, ich bin 15 Jahre alt und komme aus Mogadischu. Seit den Nächten auf dem Schiff bin ich eine von 2,4 Millionen Flüchtlingen aus Somalia. Eine von 2,4 Millionen ohne Zuhause.

Die Treppe hoch, durch den Innenhof, rein in das Essenszelt. Dort erwarten mich traurige Geschichten hinter lächelnden Gesichtern, und noch mehr weiße Zeltwände. Bei der Essensausgabe nehme ich ein weiteres Stück Weißbrot mit und stecke es auf dem Rückweg dem kleinen Kamil zu, der seit zwei Wochen hier ist. Er strahlt mich an.

Ich weiß, ich sollte dankbar sein. Aber ich bin neidisch; ein hässliches Gefühl. Er hat seine Mutter, seine Schwester, seinen Vater. Sie haben einander, eine Heimat, auch hier in der Fremde. Du hast niemanden, halts es durch meinen Kopf. Du gehörst zu niemandem.

Ich weiß, ich sollte dankbar sein. Gerade deshalb kann ich mir nicht erklären, warum mich dieses dunkle Gefühl nicht verlässt. Wie meine persönliche Dämmerung umfängt es mich seit Tagen, und ich wünsche mir eine Umarmung vom Himmel. Gefangen in meinen Gedanken, warte ich darauf, aus den dunklen Wolken fallen zu können. Doch ich liebe den Mond in diesen Tagen zu sehr, um die Sonne wahrzunehmen.

Ich weiß, ich sollte dankbar sein. Aber ich bin es nicht.

Die Menschen hier versuchen oft, Hoffnung auszustrahlen. Doch meistens wirken sie wie betäubt. Fast niemand nimmt mich wirklich wahr, sieht mir länger als ein paar Sekunden ins Gesicht. Aber es gibt immer ein Gegenteil.

Das Gegenteil - es heißt Niam - sitzt oft auf der Treppe. „Ich bin Niam“, sagte er vor zwei Wochen mit seiner warmen Stimme. „Ich komme aus Rabak.“ Ich nickte. Er ist einer von 2,6 Millionen Flüchtlingen aus dem Sudan. Ich habe die Statistiken auswendig gelernt.

Heute kommt er wieder zu mir und schaut mich stirnrunzelnd an. Sein Blick ist besorgt und erinnert mich mit den goldenen Bernsteinsprenkeln an meinen Bruder. Und mit den Augen meines Bruders ist alles wieder präsent. Die Alpträume. Das Salzwasser und die rissige Holzplanke, an die ich mich klammere. Die Schreie. Ich schließe die Augen, schwimme blind. Vertraue. Vor allem mir selbst. Hinter meinen geschlossenen Lidern gleißt rotes Licht und der Wind peitscht mir das Wasser ins Gesicht, treibt mir die Tränen in die Augen. Ich tauche unter, schwerelos. Die Sonne auf meinem Scheitel verschwindet und nichts als Blau umgibt mich. Ich zähle. Meine Atemzüge, meine Schwimmbewegungen, die Sekunden. Das Meer umfängt mich vollkommen.

Atmen. Die Luft riecht nach frischem Regen. Es wird dunkel und ich verschwinde.

Niam sagt nichts. Es gibt keine Worte zwischen uns in diesem Moment.

Die Stille. Lässt meine Gedanken fliegen, lässt mich frei.

„Manchmal steckt mehr Schmerz in uns, als wir ahnen. Manchmal aber auch mehr Frieden“, sagt er und nimmt meine Hand. Sie ist warm, wie scheinbar alles an ihm. Seine dunkle Haut wird von einem inneren Leuchten erhellt, während die Narben auf seinen Armen langsam mit der Dunkelheit um uns herum verschmelzen.

„Was meinst du damit?“, frage ich.

„Du musst deinen inneren Frieden auch zulassen. Nur so kannst du dich auf deine Zukunft konzentrieren. Freude empfinden.“

Daraus entwickelt sich ein langes Gespräch. Er erzählt viel von seiner Vergangenheit und von seiner Flucht. Dabei lacht er die ganze Zeit zwischen seinen Sätzen und kann allem etwas Positives abgewinnen. Sein Leben ist genauso tragisch wie meins, wie das von uns allen. Und trotzdem ist da immer dieses Strahlen, das ich wahrnehme, obwohl ich ihn kaum kenne. Er redet voller Begeisterung von den Dingen, für die er brennt. Und seine Augen leuchten, als er von seinem kleinen Bruder spricht. Wir alle haben unsere Geschichte, scheinen sie zu sagen.

„Was ist mit dir?“, fragt er mich mit funkelnden Augen, „warum lächelst du nie?“

„Ich ... habe einfach das schreckliche Gefühl, kein Zuhause zu haben. Ich werde nie wieder eins haben, und das macht mir Angst.“
Tränen treten mir in die Augen, zum ersten Mal seit Monaten.

In diesem Moment kommt Kamil angerannt und schmiegt sich lächelnd an Niams Bein. Wieder legt dieser seine Hand auf meine.

„Wir sind jetzt dein Zuhause.“

Kamil legt seine kleine Hand auf unsere und zum ersten Mal spüre ich die Wärme und Hoffnung, die von den beiden ausgeht, sodass ich mich fast verbrenne. Ich will auch jemand sein, der wildfremde Menschen zum Lächeln bringt. Der dem Mond einen Gute-Nacht-Kuss gibt und ihnen die Sonne zeigt.

Ich will ein Gegenteil sein.

Die Dämmerung lässt mich los.

Ich bin zu Hause.







EIN NEUER ANFANG

VON
OLAF BECKER

Nafisa saß auf ihrer Couch in der kleinen Einraumwohnung und dachte an ihre Heimat. Dachte an die Kleinstadt, in der sie aufgewachsen war. An den kleinen See, der unweit ihres Hauses lag und den sie im Sommer zur Abkühlung nutzte. An den Spielplatz mit seiner roten Rutsche und den Hängeschaukeln. Auch Nafisas Nachbarskinder waren oft dort. Die dreijährige Tsubasa verbrachte manchmal den gesamten Tag in dem riesigen Sandkasten. Ihr älterer Bruder Sami bevorzugte hingegen das Piratenschiff, welches sich aus dessen Mitte erhob und von dem Sand getragen wurde, wie echte Schiffe vom Ozean.

Nafisa selbst hatte keine Kinder und war auch nicht liiert. Doch dies machte ihr nichts aus, denn sie war trotzdem nie allein. Sie hatte viele Freunde und bekam oft Besuch. Auch Atik kam regelmäßig bei ihr vorbei. Er war der Ehemann ihrer Cousine und liebte es, Kuchen zu backen. Er stand, auf der Suche nach dem perfekten Rezept, oft stundenlang in der Küche. Und nicht selten fand er es. Seine Backwerke lösten auf Nafisas Zunge regelmäßig orgiastische Zustände aus. Atik kündigte sein Kommen niemals an. Er stand einfach, mit einem Stück Kuchen in der Hand, vor der Tür. Auch auf den vielen Festen, die es in der Nachbarschaft gab, wurden seine meisterhaften Backwerke mit Begeisterung aufgenommen. Mindestens einmal im Monat kamen alle Menschen des Viertels zusammen und trafen sich an dem großen Feigenbaum im Park. Jeder brachte etwas mit. Selbstgemachte Weine und Säfte, mit Hackfleisch gefüllte Teigtaschen, Salate, bunt verzierte Torten und viele weitere Leckereien bildeten den Rahmen für die Feste, für welche sich immer ein Grund fand. Mal wurde ein frisch vermähltes Paar gefeiert, mal ein Geburtstag. Wenn sie bei sich selbst keinen Anlass fanden, wurden eben allgemeine Dinge zelebriert. So hatten sie auch schon Weihnachten gefeiert. Ungeachtet der Tatsache, dass sie eigentlich Muslime waren.

Nafisa hing sehr an diesem Leben. Doch dann kam der letzte Sommer. Und mit ihm der Krieg. Anfangs gab es ihn nur in den Nachrichten. Dort wirkte er wie ein schreckliches Monster, was auf seinem Weg durch das Land alles zerstörte. Und doch hielt sich Nafisas Angst in Grenzen. Denn das Monster gab es ja nur in den Berichten der Fernsehsender. Dort verlor es viel von seiner Grausamkeit. Doch es kam näher. Raketen schlugen unweit der Kleinstadt ein. Dann brannten die ersten Häuser. Menschen wurden auf offener Straße erschossen. Nun war das Monster kein Ungetüm aus den Nachrichten mehr. Es war real und schaute Nafisa direkt in die Augen. Noch nie zuvor in ihrem Leben hatte sie so viel Angst, war so verzweifelt, wie in jenen Tagen des Krieges. Atik starb. Mit einer Kugel im Kopf. Auf dem Spielplatz tollten keine Kinder mehr umher. Das Piratenschiff war verschwunden. Als sei es im Sand versunken, wie ein echtes Schiff, das in einem riesigen Sturm vom Ozean verschluckt worden war. Nafisa fragte sich oft, was aus Tsubasa und Sami geworden war. Sie wusste es nicht. Bereits nach den ersten Kriegstagen waren sie mit ihrer Familie geflohen. Nafisa blieb zunächst in der Kleinstadt. Sie hatte gehofft, dass das Monster schnell die Lust verlieren und weiterziehen würde. Doch dem war nicht so. Stattdessen zeigte es sich von seiner unersättlichen Seite. Es ließ nicht von dem Ort ab. Der jahrzehntealte Feigenbaum, unter dem so viele Feste stattgefunden hatten, wurde bei einem Bombenangriff zerstört. Es war der Tag, an dem Nafisa sich dazu entschloss, ebenfalls zu fliehen.

Damit begann eine lange, beschwerliche Reise. Eine Reise, die in dieser kleinen Einraumwohnung ihr Ende gefunden hatte. Jetzt war Nafisa nicht mehr die nette Nachbarin, welche mit ihresgleichen Feste unterm Feigenbaum feierte. Nun war sie die Asylbewerberin, die allein in der Fremde klarkommen musste. Sie ließ ihren Blick durch die Wohnung schweifen. Eigentlich fehlte es an nichts. Es gab eine komplette Einbauküche, ein Bett, einen Tisch, mehrere Stühle und ein paar Schränke, in denen Nafisa ihre wenigen Habseligkeiten untergebracht hatte. Trotzdem fühlte sie sich nicht wohl. Denn das Wichtigste fehlte: Menschen, die sie mochte und mit denen sie sich austauschen konnte. Einen Alltag, in dem sie sich wohlfühlte, in dem sie wusste, wo ihr Platz war und die Gewissheit hatte, gebraucht zu werden. Es fehlte ihre Heimat.

Erneut dachte Nafisa zurück an Atik. Sie fragte sich, ob sie sich je wieder an einem Ort so wohlfühlen würde wie in jener Kleinstadt. Plötzlich riss Nafisa ein schriller Ton aus ihren Gedanken. Sie brauchte einen Moment, um zu begreifen, was vor sich ging. Das Geräusch ertönte erneut in ihren Ohren. Jemand klingelte an der Tür. Für einen Moment wusste Nafisa nicht, wie sie reagieren sollte. Schließlich war es das erste Mal, dass sie hier Besuch bekam. Und dann auch noch unangekündigt. Nachdem die Klingel das dritte Mal rang, stand Nafisa auf, ging zur Tür und öffnete diese. Eine Frau mit gelockten blonden Haaren stand davor. Sommersprossen umgaben ihre kristallklaren blauen Augen. In ihrer Hand hielt sie einen Teller, auf dem ein Stück Kuchen platziert war. „Hallo, ich bin Sabine. Sprichst du Deutsch?“, fragte sie Nafisa. Diese nickte. „Ja. Deutsch ist kein Problem“, antwortete sie wahrheitsgemäß. Schließlich war der Deutschunterricht so ziemlich ihre einzige Beschäftigung hier. „Gut. Ich wollte dich nur ganz herzlich in unserer Nachbarschaft willkommen heißen. Und dir ein Stück Kuchen vorbeibringen. Den habe ich selbst gebacken“, erklärte Sabine und drückte Nafisa den Teller in die Hand. „Danke“, sagte sie zögerlich. So richtig konnte sie das alles noch nicht einordnen. „Oh, und bevor ich es vergesse“, erzählte Sabine weiter. „Am Samstag feiern wir ein kleines Fest mit allen Nachbarn. Du bist natürlich auch eingeladen. Wir treffen uns um drei an der alten Eiche.“ „Eiche?“, fragte Nafisa nach, deren Deutschunterricht natürlich nicht die verschiedenen Baumarten behandelt hatte. Auch Sabine bemerkte, dass die Wortwahl unglücklich war und lächelte verlegen. „Ich meine den großen Baum im Park“, erklärte sie deshalb ausführlicher. „Ich werde kommen“, sagte Nafisa und bedankte sich noch einmal für den Kuchen. Nachdem sie die Tür wieder geschlossen hatte, blieb sie einen Moment lang stehen. Auf ihrem Gesicht breitete sich ein zartes Lächeln aus.







MEINE FÜNF HEIMATEN

VON
EVA SCHLEMBACH

MEINE FÜNF HEIMATEN / EVA SCHLEMBACH

Ich glaube nicht daran, dass es für jeden nur eine Heimat geben soll. Und ich glaube nicht daran, dass irgendjemand, und sei es ein noch so begabter Literat, jemals die Bedeutung des Wortes Heimat in Worte fassen könnte.

Ich glaube daran, dass man Heimat teilen, verschenken, wechseln, verlieren und zurückgewinnen kann.

Genau das ist es, was Heimat für uns wirklich ausmacht. Dass man es nicht fassen, nicht erklären und nur sehr schwer beschreiben kann. Dass man sich herrlich mit anderen darüber streiten kann, eben gerade weil es für jeden eine andere Bedeutung hat.

Ich werde meine Heimat suchen. Und ich werde nicht nur eine, sondern fünf Heimaten in meinem Leben haben.

Natürlich muss der Ort, an dem ich geboren und aufgewachsen bin eine von ihnen sein. Es ist auch die einzige meiner Heimaten, die ich bereits kenne. Dieser Ort gehört, so glaube ich, für jeden Menschen auf der Welt, ungeachtet seiner Herkunft und Kultur, dazu. Jedenfalls, soweit er sich an diesen erinnern kann.

Es ist der Ort, an dem man seine ersten Schritte gemacht hat, an dem man seine ersten Freunde gefunden hat, an dem man sich das erste Mal mit ihnen verstritten hat, an dem man gelernt hat, dass man auch mal nachgeben muss, damit man sich wieder versöhnen kann.

Es ist der Ort, an dem man gespielt, gelacht, geweint hat. Wo man sein erstes Haustier begraben hat.

An diesem Ort ist so viel passiert, dass man sich nicht an alles erinnern kann. Und dennoch habe ich das Gefühl, dass mir alles wieder einfällt, sobald ich dort ankomme, dass ich die schönsten und schrecklichsten Momente noch einmal durchleben kann.

Das ist die erste meiner Heimaten.

Diese Heimat will ich eintauschen gegen einen aufregenden und spannenden Ort. Wo mich niemand kennt und ich von vorne anfangen kann. Ich will herausfinden, wer ich wirklich bin und nicht die-

jenige bleiben, die ich immer schon gewesen bin. Ich will einen Ort finden, an dem ich jeden Tag etwas Neues über mich herausfinden kann und wo niemand das kleine Kind in mir sieht. Meine zweite Heimat soll herzlich sein und freundlich und warm, sodass ich einfach nur von ihr aufgenommen werde und mich sofort wohlfühle. Dort werde ich endlich zu der werden, die ich wirklich bin. Nicht die, die ich sein will. Und nicht die, die andere in mir sehen.

Und wenn ich das erreicht habe, wird es Zeit für meine dritte Heimat.

Meine dritte Heimat werden die Arme eines ganz besonderen Menschen sein. Und diese meine dritte Heimat wird mich nie wieder verlassen. Denn dieser Mensch kann mit mir überall hingehen und ich kann mit ihm überall hingehen. Ich kann mir nur vorstellen, wie es sich anfühlt in meiner dritten Heimat. Aber ich weiß, dass ich mich dort für immer wirklich zu Hause fühlen werde. Und ich werde merken, dass es egal ist, wo man ist. Dass es egal ist, wie man lebt. Dass nur zählt, mit wem man lebt und in wessen Armen man am Abend einschläft und am Morgen wieder erwacht. Das wird meine dritte und meine ewige Heimat sein.

Meine vierte Heimat wird der Ort sein, den der Mensch, der am wichtigsten ist, mit mir teilt. Es wird seine Heimat sein. Und wenn er sie mit mir teilt, mir seine Lieblingsorte zeigt, dann umfängt auch mich dieses Gefühl, zu Hause zu sein. Denn wenn er seine Heimat mit mir teilt, dann wird es auch mein Zuhause sein. Es wird der Platz sein, an dem ich mich ohne Grund einfach nur willkommen und akzeptiert fühlen werde. Dies ist meine vierte Heimat.

Meine fünfte Heimat wird meine erste sein. Denn sie ist das Zuhause, in das ich jederzeit zurückkehren kann. Das mich jederzeit mit offenen Armen empfängt. Und das ich mit jedem teilen kann. Es wird der Ort sein, an dem ich sterbe.

Ich hoffe, in meinem Leben diese fünf Heimaten zu finden und mich dort so zu Hause zu fühlen, wie ich es in meiner ersten Heimat tue.

Ich glaube daran, dass wir von jedem ein Stück Heimat als Geschenk bekommen können und dass wir an jeden ein Stück unserer eigenen abgeben können. So viele Menschen kommen zu uns, ohne Heimat, ohne Stelle, auf der sie leben können. Wenn wir teilen und schenken, tauschen und wiederfinden, findet jeder eine wahre Heimat. Und manch einer vielleicht sogar noch mehr.





DIE HEIMAT DEINES HERZENS

VON
THERESA WEBER

Meine geliebte Aida,

wenn ich in deine großen Augen sehe, die glänzen wie ein Onyx, so tiefschwarz und wunderschön, dann entdecke ich meine Angst in ihnen. Wenn ich schon nicht weiß, wie ich das alles aushalten soll, wie erträgst du es dann? Ich weiß, dass du dich fürchtest. Ich habe Angst, in dein Gesicht zu sehen und nach einer Regung zu suchen, die ich nicht finden werde. Ich sehe, dass du Angst hast. Ich sehe deine geballten Fäuste, die starren Augen. Sie blicken durch mich hindurch, egal, was ich auch tue. Ich sehne mich nach deinem herzlichen, glockenhellen Lachen. Ich wünschte, du würdest etwas sagen. Doch seit die ersten Bomben explodierten, schweigst du. Das Schreien der Menschen, die Trümmer, die mit Angst getränkte Luft, brennende Häuser, blutende Menschen. Ich ertrage die Erinnerungen kaum. Ich werde es mir nie verzeihen, dass ich dich davor nicht beschützen konnte, mein Schatz. Das Einzige, was ich tun konnte, war mein Leben für deines aufs Spiel zu setzen. Wir sind geflohen, haben unsere geliebte Heimat hinter uns gelassen. Ich weiß nicht, ob es deinen Brüdern gut geht. Ich verbiete mir, daran zu denken. Du brauchst mich jetzt. Ich weiß, dass du wieder zurück willst. Ich will das auch. Ich vermisse die warmen Steine unseres Hauses, an die du immer deine Hände gepresst hast, um das Leben in ihnen zu spüren. Ich vermisse den Duft des frischen Brotes, ich vermisse den Sand unter meinen bloßen Füßen. Ich vermisse dein Lachen, gemischt mit dem deiner Brüder, die du so liebst. Ich sehne mich nach der Wärme der Sonne, die unsere Seelen wärmte, dem Duft der reinen Erde vor unserem Haus, dem salzigen Geschmack der Luft. Du willst deine Heimat sehen, fühlen, schmecken. Du denkst, dass du sie verloren hast. Dass du nun heimatlos bist. Ich lasse nicht zu, dass du so denkst. Ich nehme deine kalten Hände, streiche über deine Wangen und singe die Lieder unseres Landes. Das kann uns keiner nehmen. Ich werde

nicht von deiner Seite weichen, niemals. Du, du allein bist jetzt mein Leben, meine Heimat. Denn Heimat, mein Schatz, ist immer ein Gefühl der Sehnsucht. Eine immerwährende Suche nach der inneren Perfektion, dem Gefühl der Geborgenheit. Du gibst ein Stück deiner selbst her, wenn du sie verlierst. Aber keiner kann dir die Heimat deines Herzens nehmen, Aida.

Seit wir hier sind, weiß ich, dass wir unsere Heimat nicht verloren haben. Denn wir haben uns. Wir haben unsere Erinnerungen. Unsere Heimat hat uns zu dem gemacht, was wir sind. Stark. Wir haben überlebt und konnten fliehen, mein Herz. Unser Zuhause ist wichtig, es bedeutet mir viel. Aber ich würde es jederzeit wieder aufgeben, um dich zu retten. Ich hoffe, dass du meine Entscheidung irgendwann verstehst. Ich will, dass du wieder glücklich wirst. Ich werde alles dafür tun. Denn ich liebe dich mehr als mein Leben, meine geliebte Tochter. Du bist noch so jung, musstest so viel sehen. Ich höre dein Wimmern jede Nacht. Es zerreißt mir das Herz, immer wieder. Bitte denke daran, dass du lebst! Du bist das Wertvollste für mich und ich werde dich immer beschützen. Ich habe etwas für dich. Ich nehme deine Hand und lege den dunklen Stein hinein. Er fühlt sich warm an, die Oberfläche ist glatt, mit silbernen Sprenkeln übersät. Ich merke, dass du ihn erkennst. Deine Lieder zucken, als du ihn betrachtest. Ich schließe deine Hand um ihn und ksse dich auf die Stirn. Bitte weine nicht, mein Schatz. Wenn du traurig bist, dann halte ihn. Er gibt dir Kraft. Er ist alles aus unserer Heimat. Aus unserem Haus. Ich konnte ihn retten, er lag in deinem Bett, als ich dich geholt habe. Die Liebe deiner Familie, das Lachen, die Unbeschwertheit, die Wärme, das Glück, das alles ist in dir. Du kannst weit weg sein von Zuhause, aber es wird immer bei dir sein. Denn du machst deine Heimat aus. Du bist alles, was du brauchst, um wieder lächeln zu können. Du trägst alles in dir, Aida. Heimat ist nicht der Ort, an dem du lebst. Heimat ist das Gefühl der Sicherheit, das wir verspüren, wenn wir glücklich sind. Heimat ist die Liebe, die wir bekommen und die wir geben. Heimat ist die Wärme einer Umarmung in einer kalten Nacht. Heimat ist alles, was uns ausmacht. Ich merke erst, dass ich weine, als ich die ersten Tränen auf meiner Lippe schmecke. Aber ich wische sie nicht weg. Ich lasse deine Hand nicht los, nicht jetzt, wo du meinen Druck erwidert. Nicht jetzt, wo du mich ansiehst, endlich wieder ansiehst. Ich

wage kaum zu hoffen, dass es Zuversicht ist, was ich in deinen Augen entdecke.

Ich verspreche dir, dass ich alles dafür geben werde, dass du wieder ohne Angst einschlafen kannst. Ich kann dir dein Zuhause nicht wiedergeben, aber ich kann dir schwören, dass du deine Heimat niemals verlieren wirst, solange du sie in deinem Herzen trägst.

Ich liebe dich.

Deine Mutter, die dich niemals alleine lassen wird.

Liebe Mama,

als du eingeschlafen bist, habe ich die Decke über dich gezogen, damit du nicht frierst. Den Stein presse ich gegen meine Brust. Ich betrachte dein schmales Gesicht und ich merke, wie sehr ich dich liebe. Immer und immer wieder, hast du mit mir gesprochen. Aber ich konnte dich nicht hören. Selbst wenn ich gewollt hätte. Doch seit du den Stein in meine Hand gelegt hast, fühle ich etwas. Ich weiß nicht, was es ist. Ich habe noch immer Angst. Ich will noch immer zurück. Aber ich habe verstanden, was du mir sagen wolltest. Ich rücke an dich heran und streiche über deine Haare. Du gibst mir Halt, Mama. Ich sehe auf den Stein. Ich glaube, ich weiß doch, was ich fühle. Es ist Hoffnung. Ich weiß, dass ich wieder nach Hause gehen werde. Ich sehe dich an. Lege mich neben dich. Schließe die Augen. Du hattest recht, Mama. Heimat ist kein Ort, Heimat ist ein Gefühl. Als ob du es geahnt hättest, als du mir meinen Namen gegeben hast. Aida, die Zurückkehrende.



Dieser Sammelband wurde herausgegeben von CARE Deutschland-Luxemburg, vertreten durch den hauptamtlichen Vorstand: Karl-Otto Zentel, Stefan Ewers.

Projektleitung Jan Wulf (jwulf@care.de),
Sabine Wilke (wilke@care.de)
Gestaltung Jens Mennicke / STUDIO MENNICKE
(mennicke@studiomennicke.com)
Fotografie Nicolas Armer / dpa
Druck Imprimerie Centrale, Luxemburg



Wir danken der Imprimerie Centrale, Luxemburg für die freundliche Unterstützung.

Kontakt Hauptgeschäftsstelle
Dreizehnmorgenweg 6, 53175 Bonn
Tel.: 0228-9 75 63-0, Fax: -51
E-Mail: info@care.de
Internet: www.care.de

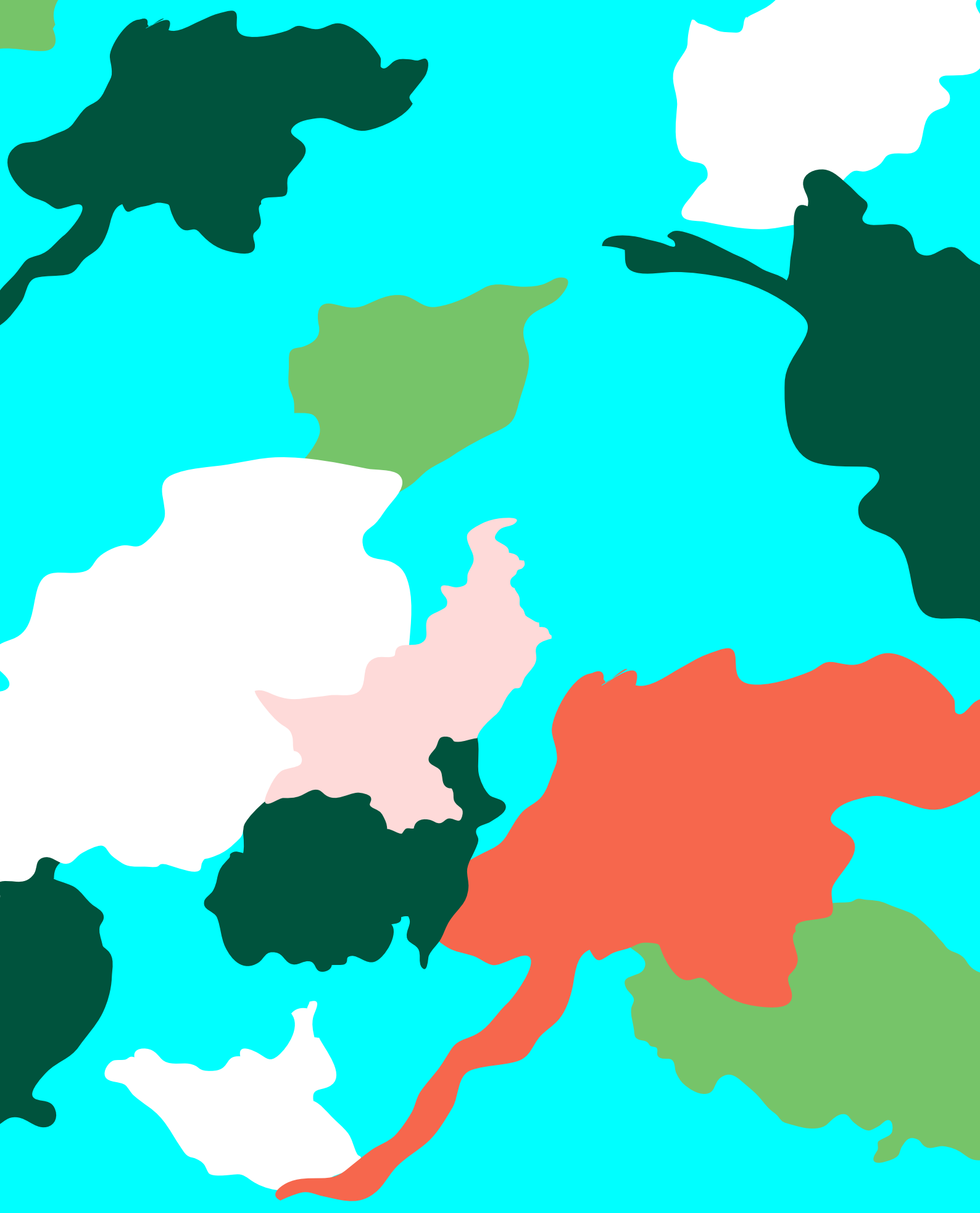
CARE in Luxemburg a.s.b.l.
43, Bd. Du Prince Henri,
L-1724 Luxembourg
Tel.: +352 26 20 30-60, Fax: -91
E-Mail: info@care.lu
Internet: www.care.lu

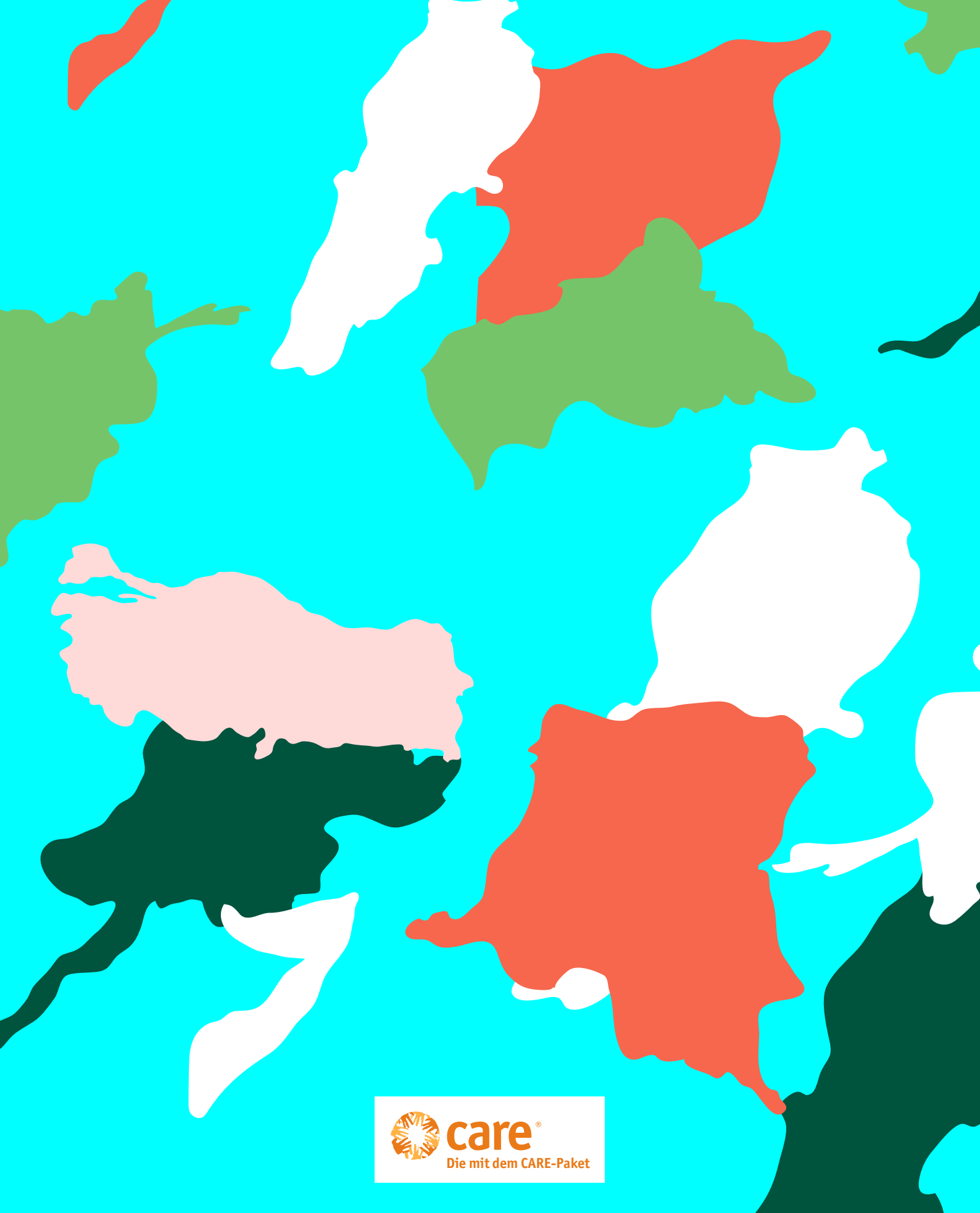
Spendenkonto 4 40 40 Sparkasse KölnBonn, BLZ: 370 501 98
IBAN: DE 93370501980000044040
BIC: COLSDE33
www.care.de/spenden
www.care.de

Die Sammelbände der vergangenen Jahre könnt Ihr im Internet kostenfrei bestellen.
www.care.de/engagement/schulen/materialbestellung



Texte und Abbildungen unterliegen dem Copyright von CARE Deutschland-Luxemburg – Copyright © 2016. CARE® und das CARE Paket® sind eingetragene Warenzeichen von CARE.





care[®]

Die mit dem CARE-Paket